



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 20, Nr. 8 August 15, 1967

Köln: Bund-Verlag, August 15, 1967

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts

8

Köln, 15. August 1967 . 20. Jahrgang . Preis 50 Pfennig

Szene in Kopenhagen Foto: Weusthoff



Täuschungsmanöver beim Verteidigungsetat

Mittelfristige Finanzplanung: Bundeswehr wird verschont

Manöver gehören zum Militär, manchmal auch Täuschungsmanöver. Dem Volke gegenüber, das letztlich Geldgeber und Dienstherr ist, sind Täuschungen und Verschleierungen indessen nicht erlaubt. Es hat Anspruch darauf, daß mit offenen Karten gespielt wird, zumal, wenn es künftig höhere Lasten auf sich nehmen soll.

Dieser fairen – und das heißt: demokratischen – Spielregel widerspricht das verwirrende Spiel mit Zahlen um die Bundeswehrausgaben im Rahmen der Finanzplanung bis 1971. Als die Bundesregierung am 7. Juli ihre Vorschläge für Sparmaßnahmen bekanntgab, mußte der Eindruck entstehen, als sei die Bundeswehr der Hauptbetroffene. Von interessierter Seite, die im Bundesverteidigungsministerium zu vermuten ist, wurden Meldungen in die Öffentlichkeit lanciert, wonach eine Truppenverminderung um 50- bis 60000 Soldaten nunmehr unvermeidlich geworden sei. Manche Kommentatoren verstiegen sich sogar zu der Behauptung, daß dadurch die äußere Sicherheit der Bundesrepublik erheblich geschwächt würde.

Wie sieht der Sachverhalt in Wahrheit aus? Bis 1971 sollen nach der mittelfristigen Finanzplanung jährlich zwischen 2 und 2,6 Mrd. DM eingespart werden, in

den vier Jahren von 1968 bis 1971 insgesamt 9,4 Mrd. DM.

Dabei wurde jedoch die sogenannte „Bravo“-Planung der NATO zugrunde gelegt, die eine Truppenstärke von 508000 Soldaten (statt heute 456000) vorsieht. Jeder Sachkenner weiß jedoch, daß diese Planung überholt ist. Allein aus außenpolitischen Gründen würden sich heute und in absehbarer Zeit weder die Bundesregierung noch der Bundestag für eine Erhöhung der Bundeswehr einsetzen; auch innerhalb der NATO wird zur Zeit eine neue Konzeption erörtert. Ist es übertrieben, wenn man die in der Finanzplanung für die Bundeswehr angegebenen Sparbeträge deshalb als irreführend bezeichnet?

Auch die in der Finanzplanung für die einzelnen Jahre bis 1971 angegebenen Ausgabenbeträge für die Bundeswehr geben kein richtiges Bild. Sie sind niedriger als die Mittel, die die Bundeswehr tatsächlich zur Verfügung haben wird. Nach dem Plan sollen die Bundeswehrausgaben, für die im Haushalt dieses Jahres 19,4 Mrd. DM veranschlagt sind, 1968 auf 18,2 Mrd. DM festgesetzt werden und dann bis auf 20,3 Mrd. DM im Jahre 1971 ansteigen. Für den gesamten Fünfjahreszeitraum von 1967 bis 1971 sind in der Finanzplanung 96,4 Mrd. DM ausgewiesen.

Tatsächlich stehen der Bundeswehr aber für diesen Zeitraum reichlich 4 Mrd. DM

mehr zur Verfügung. In der Finanzplanung bleibt nämlich unberücksichtigt, daß die Bundeswehr infolge der bis jetzt geleisteten Devisenausgleichszahlungen an die USA noch finanzielle Reserven von mehreren Mrd. DM hat. Auf Grund von Vereinbarungen, die die Regierung Erhard getroffen hatte, mußten in den wenigen Monaten seit Dezember 1966 noch einmal 3,6 Mrd. DM auf Konten in den USA überwiesen werden. Praktisch handelt es sich dabei größtenteils um Vorauszahlungen auf Rüstungskäufe, die noch gar nicht getätigt sind, sondern erst in den nächsten Jahren erfolgen sollen. In den Haushaltszahlen für die Bundeswehr fehlen außerdem die Mittel für die geplanten Besoldungserhöhungen von 4 v. H. im Jahre 1968 und je 5 v. H. in den folgenden Jahren.

Bringt man diese Korrekturen an, dann steigen die tatsächlich für die Bundeswehr zur Verfügung stehenden Mittel – nach Angaben des Bundesfinanzministeriums – von 18,5 Mrd. DM im Jahre 1967 bis auf 22 Mrd. DM im Jahre 1971 an. Während des ganzen Zeitraums hat die Bundeswehr danach 100,6 Mrd. DM zur Verfügung. Bei unveränderter Truppenstärke entfallen davon rund 34 Mrd. DM auf Personalausgaben und ein ungefähr gleich hoher Betrag auf die sonstigen laufenden Ausgaben. Für die Finanzierung von Rüstungsbauten und für die Käufe von Rüstungsgütern bleiben also

etwa 32,5 Mrd. DM oder 6,5 Mrd. DM im Durchschnitt der fünf Jahre. Das ist nicht weniger als bisher für Rüstungsinvestitionen zur Verfügung standen.

Mit anderen Worten: Von einem „Opfer“ der Bundeswehr kann gar keine Rede sein. Die in der mittelfristigen Finanzplanung vorgesehenen Ausgabenbeträge für die Bundeswehr sind so hoch, daß von ihnen kein Zwang zu einer Verminderung der Truppenstärke ausgeht. Allenfalls müssen ehrgeizige Pläne aufgegeben werden, die schon aus außen- und übergeordneten wehrpolitischen Gründen keine Aussicht auf Verwirklichung haben.

Wenn von der Finanzplanung ein Zwang zur Ausarbeitung einer zeitgemäßen verteidigungspolitischen Konzeption, verbunden mit einer Truppenverminderung, ausgehen soll, dann müßten die Mittel für die Bundeswehr auf eine Höhe begrenzt werden, die ungefähr dem Durchschnitt der letzten Jahre entspricht. Dann könnte man auf die geplante Beschränkung der Bundeszuschüsse zur Rentenversicherung, die in Wahrheit Erstattungen des Bundes für Kriegsfolgen sind, verzichten. Die äußere Sicherheit würde dadurch nicht beeinträchtigt, jedoch würde die soziale Sicherheit gestärkt werden.

Günter Pehl

Verwirrung der Begriffe

Die Nahostabstimmung in der UN-Vollversammlung hat nicht nur die Begriffe, sondern auch meinen Freund Eugen erheblich verwirrt.

Eugen ist das, was man einen aufrechten Charakter nennt. Zudem ist er ein konsequenter Mensch. Als ich ihn neulich besuchte, analysierte er gerade die Lage. „Kairo ist endlich zu Vernunft gekommen“, sagte er.

Überrascht begehrte ich zu wissen, woher er solchen Optimismus schöpfe.

Aus der regierungsnahen Kairoer Zeitung Al Ahram, hörte ich.

„Al Ahram schreibt, die UN hätten mit ihrem Versagen den Weltfrieden aufs Spiel gesetzt.“

Ich verstand nicht.

Das sei sonnenklar, behauptete Eugen.

„Damit geben sie zum erstenmal offen zu, daß es der von U Thant befohlene Rückzug der Blauhelme aus der neutralen Zone war, der die arabischen Staaten erst zum Aufmarsch gegen Israel ermuntert hat!“

In seinen Augen glänzte Zufriedenheit.

„Gar nichts geben sie zu“, sagte ich.

„Nach ägyptischer Auffassung haben die UN versagt, weil sie Israel nicht als Angreifer verurteilten.“

Eugen schüttelte den Kopf. Das würde ja bedeuten, meinte er, daß die Araber weiterhin auf der völligen Auslöschung Israels bestünden.

„Leider“, sagte ich. „Nach offiziellen arabischen Verlautbarungen wird mit Hochdruck an einschlägigen Plänen gearbeitet.“

Ein Blick voll Verachtung traf mich. „Bedenke, was du redest!“ rief er. „Du unterstellst der Friedensorganisation der Vereinten Nationen, daß sie tatenlos der offenen Vorbereitung eines Angriffskrieges zusehen?!“

Außerdem – fuhr er ungerührt fort, „beschuldigst du Frankreich, das bei der Abstimmung die Resolution der Blockfreien unterstützte und eine Zurücknahme der israelischen Truppen auf ihre Ausgangspositionen ohne vorherige Friedensverhandlungen verlangte, der Beihilfe. Demnach hätte De Gaulle proklamiertem Völkermord Vorschub geleistet.“

„So kann man das nicht sehen“, sagte ich. „Der General ist überzeugter Demokrat und ein Freund der Israelis. Schließlich hat er ihre Armee ausgerüstet. Die sogenannten Blockfreien unterstützte er bei der Abstimmung nur, weil auch der Ostblock sie unterstützt hat.“

In Eugens Augen blitzte offener Hohn. „Frankreich gehört also nicht länger zur westlichen Welt, wie!“

„Natürlich gehört es zur westlichen Welt“, sagte ich. „Aber wir müssen uns daran gewöhnen, daß Frankreich eine unabhängige Großmacht ist. Der General hat abermals bewiesen, daß er sich von Amerika nicht gängeln läßt. Außerdem muß er jede mögliche Entwicklung im Auge behalten. Mit seiner Stimme gegen Israel empfiehlt er sich als idealer Vermittler für den Fall, daß es den Arabern doch noch gelingen sollte, die Israelis ins Meer zu jagen.“

„Bleiben wir bei Israel“, sagte Eugen. „Der sowjetische Parteichef Breschnjew wirft den Israelis jetzt vor, sie würden versuchen, gegenüber der friedlichen arabischen Bevölkerung die Verbrechen der Hitlerzeit nachzuahmen.“

„Merkst du nicht, daß das bloße Propaganda ist?“ fragte ich. „Die Sowjets sind in einer üblen Lage, nachdem es ihnen nicht einmal geglückt ist, den Arabern wenigstens in den UN zu jenem Sieg zu verhelfen, dessen das arg zersauste arabisches Selbstgefühl so dringend bedarf.“

Nachdenklich nickte Eugen. „Ich fürchte nur“, sagte er, „daß das für Ulbricht schlimme Folgen haben wird.“

Das verstand ich nicht.

„Hast du vergessen“, rief er, „daß die DDR-Presse vom ersten Tag der Krise an ins selbe Horn gestoßen hat wie unsere National- und Soldatenzeitung? Ulbricht und die gerichtsnotorischen Neonazis der Bundesrepublik saßen in ein und demselben Boot! Das bricht Ulbricht jetzt den Hals. Wie sollte er aber auch ahnen, daß Breschnjew ausgerechnet die Juden zu Nazis erklären würde!“

„Das war wirklich nicht vorauszusehen“, pflichtete ich ihm bei.

„Und noch einer wird wohl daran glauben müssen“, meinte Eugen düster und nahm eine Zigarette.

„Wer denn noch?“

„Zarapkin.“

„Woraus um alles in der Welt schließt du, daß seine Position gefährdet ist? Zarapkin hat mit der Nahostkrise nicht das geringste zu tun!“

„Da sieht man“, sagte Eugen, „daß du keine Ahnung hast. Lies, was Breschnjew in seiner Rede vor Absolventen der sowjetischen Militärakademie im Kreml gesagt hat.“

Ich las:

„Die Bemühungen der imperialistischen Propaganda, diese Aggression als das angebliche Resultat lediglich eines nationalen Haders zwischen Israel und den arabischen Ländern hinzustellen, sind darauf ausgerichtet, die wahren Ursachen der Aggression zu verheimlichen und den klassenmäßigen Charakter der Ereignisse zu vertuschen. Der Kern der Nahostkrise besteht im Kampf zwischen den Kräften des Imperialismus und den Kräften des sozialen Fortschrittes.“

„Abgesehen davon“, sagte ich, „daß es

mich überrascht, die feudalen Exzellenzen Hussein und Feisal unter den Kräften des sozialen Fortschrittes rubriziert zu finden, lese ich hier kein Wort von Zarapkin?“

„Erinnere dich“, sagte Eugen, „daß Zarapkin 1947 der Chef der sowjetischen UN-Delegation war.“

„Na und?“

„Zarapkin hat damals in der Vollversammlung seine Stimme für die Schaffung eines jüdischen Staates in Palästina abgegeben; eines Staates, der – wie wir jetzt von Breschnjew wissen – ein Bollwerk des Imperialismus im Nahen Osten ist. Zarapkin hat also bei der Errichtung eines imperialistischen Bollwerks aktive Beihilfe geleistet. Damit ist er als Konterrevolutionär entlarvt.“

Ich lege die Zeitung aus der Hand. „Du verstehst nichts von Politik“, sagte ich, „Hättest du Machiavelli gelesen, dann wüßtest du, daß der Politiker nicht nach moralischen Grundsätzen, sondern stets nach den Erfordernissen des Augenblicks handelt. 1948 forderte der Augenblick die Schaffung eines jüdischen Staates. Heute fordert der Augenblick – jedenfalls aus sowjetischer Sicht – die Verdämmung desselben Staates. Nach Machiavelli ist in der Politik jedes Mittel erlaubt.“

Grübelnd blies Eugen den Rauch durch die Nase.

„Was überlegst du?“ fragte ich.

„Ich überlege“, sagte er, „wer sich gerade neulich zu seiner Rechtfertigung ebenfalls auf Machiavelli berufen hat.“

„Nun?“ fragte ich.

„Ja“, sagte er, „jetzt weiß ich es wieder. Es war der Mittagsmörder von Nürnberg.“

Gerd Angermann

Er liebt die Kunst, die Musik, die Maler, das Theater, die Literatur und vor allen Dingen seine journalistische Arbeit, die er schon in früher Jugend begann. Er hat das große Glück errungen, vieler Freunde Freund zu sein. Sie sind in vielen Ländern – und so ist er in vielen Ländern in seiner Heimat. Und er liebt die Menschen, die er für zu schade hält, daß sie in Unterdrückung, Ungerechtigkeit, Unwissenheit, Unfreiheit und Elend verkommen. Er liebt nicht die Ungerechten, die Mitleidlosen, die Verbohrten, die Dogmatiker, die unbelehrbar sind.

Er stand schon als junger Mensch politisch links. Links, das ist heute ein schillernder Begriff geworden. Politische Ignoranten halten sogar Nasser für linksstehend. Als jemand vor fast hundert Jahren den Schweizer Dichter Gottfried Keller fragte, wo er politisch stehe, da antwortete er: „Links, wo das Herz schlägt, auf der Menschheit großer Seite.“ Links, das heißt bei Walter, bei denen stehen, die in Unterdrückung und Unfreiheit leben, bei denen, die sich dagegen erheben, gleich in welchem Lande.

Walter ist Sozialist. Das verlangt eine bestimmte Haltung, die sich täglich bewähren muß. Und so ist das: Wenn ein junger Journalist eine neue Stelle sucht, dann sagen manche zu ihm: Geh' zu Walter! Wenn eine Unterschrift für einen Aufruf für eine gute Sache gebraucht wird, sagt man: Gehen wir zu Walter! Wenn eine Hilfsaktion für leidende und unterdrückte Menschen gestartet werden soll, sagt man: Gehen wir zu Walter! Wenn eine kleine Gruppe, die eine gute Sache vertritt, einen Ratgeber oder Referenten braucht: Walter ist bereit.

Falsch wäre, würde man annehmen, Walter wolle damit die Welt grundlegend verändern, denn Walter Fabian ist ja ein politisch geschulter Mensch, der weiß, daß die Gesellschaft nur durch eine vernünftige Politik zu ändern ist. Eine Politik, die Vorurteile und Vorrechte in der Gesellschaft beseitigt, Krisenherde bereinigt und Freiheit, Gerechtigkeit und Kultur als höchstes Ziel der Politik für alle Menschen anstrebt. Für eine solche Politik arbeitet er. Das tat er schon als Schüler, indem er Artikel für den „Vorwärts“ und Hellmut von Gerlachs „Welt am Montag“ schrieb. Mit 23 Jahren, nachdem er schon als Student mit Kurt Lenz das „Handbuch der Weltfriedensströmungen der Gegenwart“ herausgegeben hatte, wurde er politischer Redakteur an der „Chemnitzer Volksstimme“, war dann einige Jahre als freier Journalist tätig und übernahm nach der Gründung der Sozialistischen Arbeiterpartei mit August Enderle die Leitung der Zeitung dieser Partei. Einer der letzten Versuche, mit Hilfe dieser Zeitung den Verfall der Weimarer Republik aufzuhalten und die Arbeiterparteien zum gemeinsamen Kampf gegen die Nazis zu veranlassen, scheiterte.

Die Nazis waren an der Macht. Walter lebte, versteckt und verfolgt, noch zwei Jahre in Deutschland, dann mußte er, um der Verhaftung zu entgehen, nach Prag ins Exil gehen. Von dort nach Frankreich, dann, 1942, in die Schweiz, wo er lange Zeit in Flüchtlingslagern lebte. Er nahm alle Mühsale der Emigration auf sich. Und er fand auch dort immer einen Weg, wie er wirksam sein konnte, beratend, redend, schreibend. Aus der Zeit in der Schweiz stammen seine Übersetzungen französischer Schriftsteller, Romain Rolland, Victor Hugo, André Maurois, um nur einige zu nennen. Nach dem Zusammenbruch des Naziregimes arbeitete er noch einige



Walter Fabian wird am 24. August 65 Jahre alt

Jahre in der Schweiz als freier Schriftsteller. Nun schrieb er auch wieder für deutsche Zeitungen. In der Schweiz schrieb er hauptsächlich Musik- und Theaterkritiken.

Dann hielt es ihn nicht mehr in der schönen Schweiz. Die Aufgabe des Tages hatte ihn wieder in ihren Bann gezogen. Er kam zurück in das geteilte Land seiner Jugend. Der DGB betraute ihn mit der Redaktion der „Gewerkschaftlichen Monatshefte“. Von 1958 bis 1963 war er Vorsitzender der Deutschen Journalisten-Union, an deren Gründung er wesentlich beteiligt war. Seit 1960 ist er Mitglied des Deutschen Presserats. Heute ist es noch immer so, wie es war. Manchmal fragt man sich, ob seine Stunden 120 Minuten haben. Vorträge in den Gewerkschaften, in Volkshochschulen, in unzähligen Gruppen junger Menschen. Viele Themen, aber vor allem das der Erwachsenenbildung, das seit 1924, als er Mitglied im Reichsausschuß für Sozialistische Bildungsarbeit wurde, sein Lieblingsthema ist. Und so war es nicht

verwunderlich, daß man ihn vor einigen Jahren als Professor der Abteilung Erziehungswissenschaften der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt bestellte, wo er junge Lehrer an dem reichen Schatz seiner Erfahrungen und Gedanken teilnehmen läßt. 1960 erhielt er den Joseph E. Drexel-Journalisten-Preis. Sollen wir noch hinzufügen, daß er 1925 ein Buch zur Klärung der Kriegsschuldfrage veröffentlichte, 1930 das Buch „Klassenkampf um Sachsen“, 1964 mit Will Schaber das Buch „Leitartikel bewegen die Welt“, daß er an führender Stelle im Kampf gegen die Notstandsgesetze steht und die große Hilfsaktion für Vietnam mitbegründet hat, wichtig sind all seine Arbeiten. Wichtiger aber scheint mir zu sein, daß es bei ihm keine Intrigen gibt, das freie und kritische Wort bei ihm eine Stätte hat. Und deshalb wird man noch oft zu politisch Ratsuchenden sagen: Geh' zu Walter!

Hans Dohrenbusch

Journalisten-Preis für „aufwärts“-Redakteur

Seit 1956 besteht die „Joseph E. Drexel-Stiftung“, die seitdem alljährlich den JOSEPH E. DREXEL-Preis für hervorragende Arbeiten auf dem Gebiete des Pressewesens im weitesten Sinne verleiht. Zum Pressewesen gehört dabei der gesamte Bereich der Publizistik, der Bildberichterstattung, der künstlerischen, photographischen und typographischen Gestaltung eines Publikationsorganes.

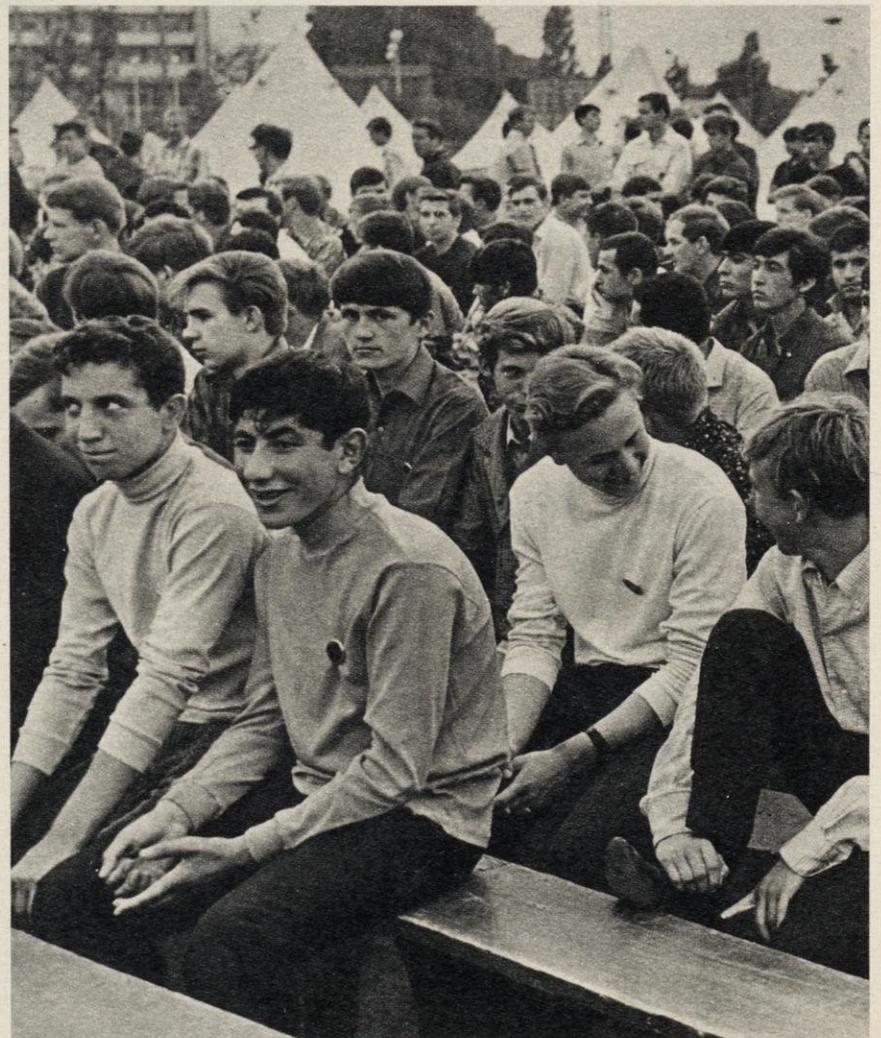
Das Kuratorium bemüht sich bei Vergabe der Preise, allein Gesichtspunkte der Leistung entscheiden zu lassen. Der weltanschauliche oder politische Standort des Bedachten ist für das Urteil des Kuratoriums niemals bestimmend gewesen. Dagegen hat es der Präzision einer Aussage, ihrer geistigen Fundiertheit und der in ihr zum Ausdruck gekommenen intellektuellen Unbestechlichkeit besondere Beachtung geschenkt.

Zu den bisherigen Preisträgern gehören u. a. die Journalistin Dr. Margret Boveri, die politische Publizistin Dr. Marion Gräfin Dönnhoff, der Journalist Conrad Ahlers, die Zeichnerin Hanna Nagel, der Fernseh-Kommentator Erich Helmsdorfer, der Schriftsteller Dr. Robert Jungk und der Zeichner A. Paul Weber. In diesem Jahre wurde der Preis von je DM 2000,— verliehen an den Journalisten Dr. Hans Lamm, München, den Journalisten Hans Dohrenbusch, Köln, und den Illustrator Eberhard Schlotter, Darmstadt.

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Postfach 409. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 82821. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden.

Kupfertiefdruck: dumont presse, Köln

**Eine
fröhliche
Gesellschaft
traf sich
in
Bochum**





Jeder Zoll ein Meister

Als die Jugend des Bergbaus zu ihrem ersten Jugendtreffen zusammenkam, waren im Bergbau noch fast 90 000 Jugendliche unter 21 Jahren beschäftigt. Jetzt, beim sechsten Treffen, sind es nur noch 20 000. Diese Zahlen zeigen eindringlich, was im Bergbau in den letzten Jahren vor sich gegangen ist. Allerdings sind von den 20 000 fast alle Mitglied der Gewerkschaft. 2000 trafen sich in Bochum, wo sie in der Hauptsache Sport betrieben und Musik machten. Für geistige Auseinandersetzungen treffen sie sich auf ihren Jugendkonferenzen.

Es war fröhliches junges Volk. Die meisten der Jungen sind noch in der Lehre. Und sie gehen mit Vorliebe in die guten Ausbildungsstätten des Bergbaus, um ein Handwerk zu erlernen. Was sie nach der Lehre dann machen, das ist eine andere Frage. Wird die Krise nicht lediglich behoben, werden sie in andere Industriezweige abwandern. Wer will es ihnen verdenken...

Ernster waren die Gesichter der älteren Kollegen, die als Gäste zum Treffen kamen, zwar sah man sie auch oft schmunzeln, aber sie waren, darunter auch fast der gesamte Vorstand der Gewerkschaft, doch von Sorge erfüllt. Zwar sind in den letzten Monaten eine Menge Erfolge für die ausscheidenden und noch beschäftigten Bergarbeiter erreicht worden, die gewiß für die Gewerkschaft hoch zu Buch schlagen, aber dennoch sind sie nur Tropfen auf den großen und heißen Stein der Krise. Die Krise wird weitgehend auf dem Rücken der Bergarbeiter ausgetragen. Die Unternehmer haben Herden von Schäfchen im trocken.

Die Jungen aber waren fröhlich, sie schwammen, sprangen, liefen hundert, dreihundert und tausend Meter, jagten Fußball und Handball, schossen den Ball neben und in die Tore, umarmten und gratulierten den Torschützen genauso wie es die Profis der Bundesligen tun. Und in der großen Ruhrländhalle hielten sie ein Beat-Festival ab. Was sie alle auszeichnete, war Fairneß. Mit ihren jungen ausländischen Kollegen, die an dem Treffen teilnahmen, waren sie bereits befreundet. Kein Mißton störte das Treffen.

Sie hörten sich einige Reden an, gaben Beifall und waren mit Walter Arendt, der sich im Spiel unter die Jungen gemischt hatte und die Kugel fast neun Meter weit stieß, einverstanden, als er in seiner Schlußrede sagte, daß nun endgültig der Zeitpunkt gekommen sei, an dem alle Verantwortlichen - einschließlich der Gewerkschaften - neue Grundlagen für einen bedeutungsvollen Beitrag des deutschen Bergbaus an der Energiewirtschaft schaffen müßten.

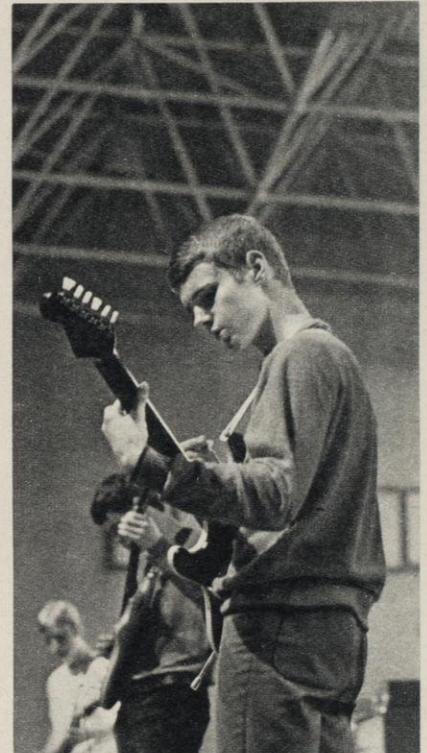
Die Jungen blieben auch nach diesen ersten Worten fröhlich. Sie sangen, als sie ihre Zelte abbrachen. Sie sind so herrlich jung. Die Krise trifft sie nicht in gleichem Maße wie die älteren Bergarbeiter, die ein sozial gerechter Staat nicht zu Schaden kommen lassen dürfte. Den Bergleuten muß geholfen werden, damit sie nicht die Opfer der Krise werden. Die Jungen aber, den Eindruck bekam man von ihnen, werden ihre Zelte im Ruhrgebiet leichter abbrechen. Sie sind nicht mit dem Bergbau verheiratet. Wer wollte es ihnen verdenken...



W. Arendt bei der Schlußansprache

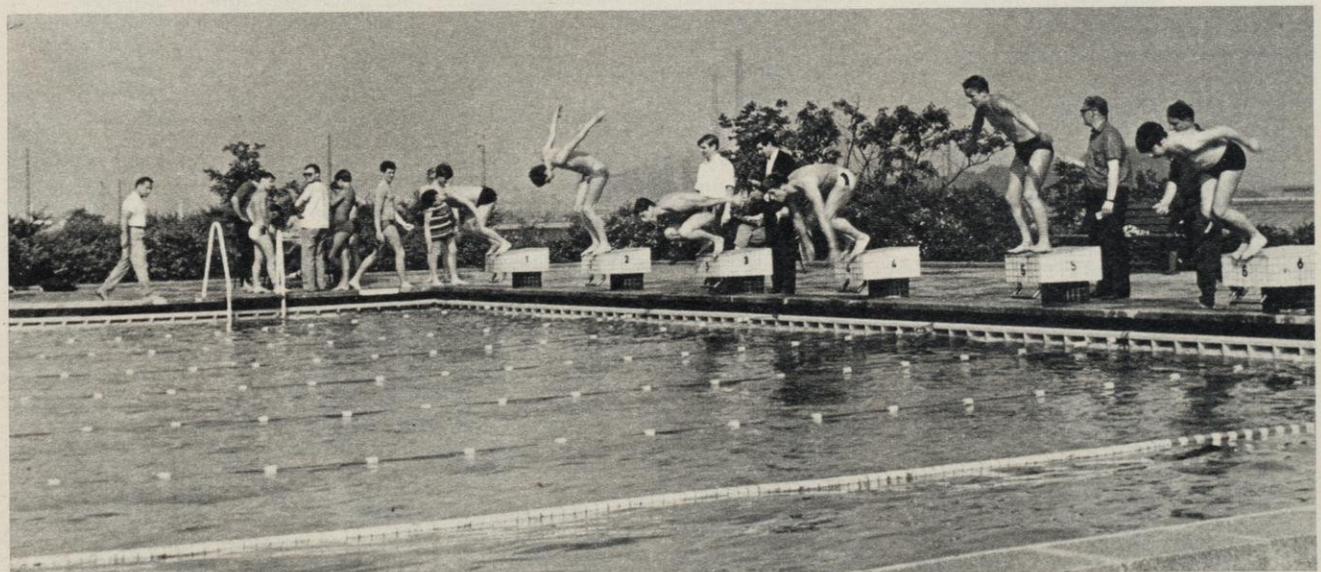


Dem Ball konnte er nur nachschauen



Sie machten Musik und sangen dazu

Jeder startet anders



Gericht im Dorf

Erzählung von Hans Pille

Von Belgrad kam ich, wo ich mich ein paar Tage aufgehalten hatte, und es war in Ljubljana gegen Mittag, als ein Mann in mein Abteil einstieg. Er war um die Sechzig, klein, nicht kräftig, eher hager, solide gekleidet, ein Handwerker oder kleiner Geschäftsmann, vielleicht auch Beamter.

„Kein schöner Bahnhof“, sagte er, nachdem er herausgefunden hatte, daß wir Landsleute waren. „Wird renoviert, scheint's.“

„Ja, sieht so aus“, erwiderte ich kurz. Der Bahnhof machte wirklich einen kahlen Eindruck: viel Zement, wenig Farben, die Dekoration fehlte sozusagen.

„Aber die Gegend um Ljubljana ist reizvoll“, sagte der Mann. „Ich habe hier drei Wochen Ferien gemacht. Treffliche Leute. Sehr gastfreundlich.“

Der Zug fuhr weiter. Ein Mädchen, winkend auf dem Bahnsteig. Männer vom Lande saßen auf Flechtkörben. Ein Priester ging die Tunneltreppe hinunter – dann glitt der Zug ins freie Vorfeld. Mein Mitreisender fing wieder an, die Leute hier zu loben, das Essen, den ‚schwarzen‘ Wein, die Ruhe und eine Reihe anderer Wohltaten. Im Abteil war es warm, und das Wiegen und Rumpeln machte mich müde. Dann hielt der Zug irgendwo. Ich meinte einen alten Ziehbrunnen zu sehen, aber mir fielen die Augen wieder zu, der Mann jedoch sprach unentwegt weiter. Erzählte er jetzt eine Geschichte – von einem Brunnen?

Es fing mit einem Dorf in Deutschland an. Der Krieg kam auf das Dorf zu – man hörte die Kanonen in der Ferne –, da gab es dort einen Mann, der von den Bewohnern seit Jahren „Der Gelbe“ genannt wurde, weil er nicht nur eine auffallende gelbe Gesichtsfarbe hatte (angeblich war er gallekrank), sondern auch jahrein jahraus eine gelbbraune Uniform trug. Er war Beamter in der Kreisstadt gewesen und auf Grund seines Leidens, vielleicht auch seiner Funktion (die mit der Uniform zusammenhing), vorzeitig aus dem Dienst in den Ruhestand versetzt worden. Seine Intelligenz wurde als begrenzt eingeschätzt, für seine Absichten – gelobt und befördert zu werden – reichte sie aus, denn er war ein Ehrgeizling, der die Bewohner mit seinem Mißtrauen, seiner Willkür tyrannisierte. Seine Maßnahmen, behauptete er, dienten dazu, Widerspenstigen die Liebe zum Vaterland zu lehren, das in Gefahr sei. Die Leute verabscheuten ihn, doch wagten sie nicht, etwas gegen ihn zu unternehmen.

Damals waren sie, Jans, Sim und Rob, vierzehn bis sechzehn Jahre alt. Ihre Angehörigen hatten unter dem Gelben leiden müssen, Robs Vater saß sogar irgendwo in einem Lager. Sie verabredeten, als die Front auf das Dorf zurückte, dem Gelben eine Lektion zu erteilen. In der Dunkelheit hefteten sie einen Zettel an seine Tür: „Die Wölfe heulen schon – bald werden sie dich zerreißen!“ Er fand den Zettel, als er mit dem Fahrrad aus der Stadt zurückkam, las ihn und spürte, daß die Angst herankroch. Was würde ihn erwarten, wenn die Amerikaner das Dorf besetzten?

Er trank hastig ein paar Schnäpse, warf einen schiefen Blick auf das an der Wand hängende Bild seines obersten Chefs und lief zur Wahrsagerin Ahasvera – der Ruhelosen –, die am Dorfrand unweit eines verlassenem Bauerngehöftes wohnte. Bisher hatte sie nur Gutes für ihn aus den Karten gelesen, Sieg und Ehre und Beförderung, denn sie war schlau genug, ihn nicht zu verärgern. An diesem Abend jedoch, als ein fahriger, augenscheinlich von schlimmen Ahnungen bedrängter

Gelber vor ihr saß, prophezeite sie ihm den nahe bevorstehenden Sturz in den Abgrund.

Die Jungen überfielen ihn, als er, vom Orakel der Ahasvera niedergedrückt, nach Hause schlich. Sie warfen ihm hinterrücks einen Strick über die Schulter, der seine Arme an den Körper fesselte, und hatten ihn, ehe er richtig zu Verstande kam, in die alte Scheune des Bauernhofes gezerrt, wo sie ihn an einen Pfeiler banden. Nachdem sie eine Kerze entzündet hatten, standen sie vor ihm, abwartend, nur Rob musterte ihn so kalt, als wollte er ihn umbringen.

„Ihr seid es!“ sagte er erleichtert – ver-

nahm Rob ihm die Mütze vom Kopf, vor der das verhaßte Zeichen seiner Partei blinkte, und ertränkte sie langsam in einem bereitstehenden Eimer voll Jauche. Jäh vom Rausch der Gewalt erfaßt, zogen sie ihm Stiefel und Strümpfe aus, um ihm die Haare von den Beinen zu sengen. Da begriff er endlich, daß er nicht auf Nachsicht hoffen konnte.

„Was wollt ihr von mir wissen?“ stammelte er.

„Haargenau alles!“ sagte Rob. „Wen du verpiffen hast, ins Gefängnis gebracht, ins Lager. Wer von dir gedemütigt wurde, erpreßt und –“

„Und so weiter“, sagte Sim gelassen.

eine Viertelstunde später scholl sein Gesicht an, die Augen verengten sich, und er litt unter Atemnot. Wenn er erstickte! Aber weil sie Angst hatten, daß alles entdeckt wurde, taten sie nichts, ihm zu helfen.

Nach einer Stunde erholte er sich, die Schwellung ging zurück, und er atmete wieder normal. Die Jungen entschieden, daß nunmehr der zweite Teil ihres Planes ausgeführt werden könne. Sie legten ihn in eine sargähnliche Truhe, die der Bauer früher als Mehlkiste gebraucht hatte.

„Du kannst schon Probe liegen“, sagte Rob zu ihm.

Sie lösten sich in der Wache ab. Es wurde



mutlich hatte er mit Erwachsenen gerechnet –, worauf er zunächst den Überfall als einen gelungenen Streich hinstellte. Sie blieben kühl, stumm. Ihre Augen verwirrten ihn – er senkte den Blick. Diese Jungen waren gefährlich! Er mußte versuchen, sich loszukaufen.

„Schokolade – wollt ihr Schokolade?“ Er flüsterte unwillkürlich. Sie verzogen nicht mal das Gesicht. „Zigaretten? ... Lebensmittel? ... Geld!“

„Geld haben wir genug, ist auch nichts mehr wert“, sagte Sim gefällig, der stets eine über beide Ohren herabgezogene Wollmütze trug, die seinem Gesicht einen fuchsigigen Ausdruck gab.

„Schokolade, Zigaretten – darauf pfeife ich“, sagte Jans, und Rob setzte drohend hinzu: „Alle diese kostbaren Sachen hast du erpreßt, ergaunert, schwarz gekauft. Du bist ein Saboteur!“

„Laßt euch das erklären“, fing er hastig an, doch sie unterbrachen ihn, daß sie jetzt die Vergeltung ausführen würden, die er verdient habe.

„Auf die du dir ein Anrecht erworben hast“, fügte Sim grinsend ein.

„Wenn man – wenn man seine Pflicht erfüllt“, stotterte er, „und in gutem Glauben handelt – und ich habe immer das Beste gewollt und –“

Statt zu schwindeln, sollte er sich gefälligst anhören, was sie sich ausgedacht hätten für den Fall, daß er seine Missetaten „vergessen“ habe. Danach zählten sie eine Reihe von Torturen auf, die sie aus einem Buch über den Dreißigjährigen Krieg kannten. Als er noch immer an ihrer Entschlossenheit zu zweifeln schien,

Stockend begann der Gelbe sein Bekenntnis. Es war der Bericht eines Mannes, der ehrgeizig gewesen war, den es, weil er zu lange hatte gehorchen müssen, nach Macht gelüstet hatte, nach Gewalt über andere, und der recht bald schon das Maß für Recht oder Unrecht, von ihm zu gewähren oder zugefügt, verfälscht hatte. Er zweifelte wohl nicht mehr daran, daß diese Periode seines Lebens zu Ende ging, andererseits zeigte er sich gehemmt, vor solch jungen, hartnäckig fragenden Richtern aussagen zu müssen. Jens schrieb alles auf. Einmal unterbrach sich der Gelbe und sagte, mehr für sich:

„Fast fühle ich mich wie früher, wenn ich meiner Mutter etwas gestanden hatte ... Ich werde mich ändern – mich bessern.“ Dann sagte er lauter: „Das mußst du ins Protokoll aufnehmen: daß ich mich ändern will.“

Rob knurrte: „Da habt ihr es! Eindruck schinden will er.“

Er stritt es ab. Sie diskutierten nicht lange; sie hatten keine Lust, ihm zu glauben, es paßte ihnen einfach nicht. Er mußte seinen Namen unter das Protokoll setzen, das dann jeder von ihnen als Zeuge unterschrieb. Als er überraschend um Essen bat, sagte Sim leise: „Seine Haushälterin hat gesagt, er trägt keine eingemachten Waldbeeren. Wir haben noch ein Glas im Keller. Ich hole es.“

Unterdessen verbanden sie ihm unter einem Vorwand die Augen. Als Sim zurückkam, stopften sie die Waldbeeren, zumindest mehrere Löffel voll, mit Gewalt in ihn hinein. Er keuchte, nannte sie Unmenschen und Folterknechte. Kaum

eine lange Nacht für ihn, in der er Zeit hatte, über Glück und Mißstände seines Lebens nachzudenken. Er sah bleich aus, gelblich, und zeitweilig standen Schweißperlen auf seiner Stirn. Einmal oder zweimal appellierte er noch an das Mitleid des einen oder anderen Jungen, an die gemeinsame Angst vor dem heranrückenden Feind, dann gab er es auf.

Im Morgengrauen führten sie ihn an einen alten Brunnen auf dem Hof, verschnürten ihn mit dem Ziehbalken und ließen ihn in den Brunnen hinunter. Er sollte, hatten sie ihm gesagt, dort solange hängen, bis die Amerikaner kämen. Seltsamerweise wehrte er sich nicht, er schien seine Lage als unausweichlich hinzunehmen. Für die Jungen war alles mehr ein Spiel, eines von jener Art, in der Grausamkeit und Vergnügen ineinander fließen.

Als der Tag anbrach, der Nebel unter den Obstbäumen sich auflöste, beschossen die Amerikaner in regellosen Abständen das Dorf, auch den Bauernhof. Die Jungen warfen sich hin, drückten das Gesicht ins Gras und hofften herzklopfend, daß es bald vorübergehen würde.

Eine Granate zerfetzte den Ziehbalken, und der Gelbe fiel in den Brunnen hinab. Er schrie, sie hörten seine dumpfen Hilferufe in der jetzt anhaltenden Stille – wahrscheinlich war schon jemand mit der weißen Fahne unterwegs.

Sekundenlang waren sie von der Explosion benommen, dann liefen sie geduckt zum Brunnen. Sie konnten den Gelben im grünschwäzlichen Dämmer nur undeutlich ausmachen, allmählich schien

Die Sonnenseite am 6. August 1945

Von Josef Dörr

es ihnen, daß er bis zu den Rippen im Wasser oder Morast stak. Er klammerte sich an den Steinen fest; der Strick, der seine Arme gefesselt hatte, war zerrissen.

„Holt mich heraus!“ ächzte er. „Um Gottes willen, rettet mich doch!“

Rob, der wohl an seinen Vater im Lager dachte, lachte höhnisch hinunter. „Du Heuchler! Du kannst versaufen!“

„Das wäre Mord!“ sagte Jans erschrocken.

„Quatsch! Haben wir die Granate geschossen? Die Amerikaner haben ihn in den Pfuhl hinuntergeschickt.“

„Und wir haben ihn an den Balken gebunden. Wir haben ihn verurteilt, nachdem er gestanden hatte. Aber wir haben kein Recht, ihn umkommen zu lassen. Ist doch auch ein Mensch.“

„Wirklich? War das menschlich, was er in den vergangenen Jahren angerichtet hat?“

Sim sagte verlegen: „Heute nacht hat er von seiner Mutter gesprochen. Sie lebt noch. Wenn sie erführe, daß wir...“

Rob schnaufte verächtlich. „Ihr seid sentimental. Aber zwei gegen einen – das ist ein klares Ergebnis. Also hol schon ein Seil!“

Als der Gelbe im Gras liegend sich wieder zu regen begann, brachen amerikanische Soldaten in den Hof ein. Die Jungen hoben die Hände. Die Soldaten tasteten sie ab, sagten „okay“, dann betrachteten sie neugierig den Gelben, der die Augen zumachte, als er sie über sich gebeugt sah. Rob, der etwas Englisch konnte, erklärte ihnen, was sie mit ihm gemacht hätten und warum das geschehen sei.

„Arrest him, please! He is a bad man“, sagte er.

Der Sergeant nickte. Er stieß den Gelben mit dem Fuß an. „Come on!“

Die Jungen sahen hinterher, als sie ihn abführten. Sie froren plötzlich. Es war kein schöner Morgen, kühl und feucht, aber sie begriffen, als sie von einem Soldaten bewacht nach Haus marschierten – „luinks-ruächts, luinks-ruächts“ kommandierte der grinsend –, daß der Krieg hier zu Ende war.

Sim sagte: „Bin doch froh, daß er noch lebt.“

Vier Jahre danach kehrte der Gelbe im Zivil in die Kreisstadt zurück. Er ging wieder in die Kirche. Die Leute gewöhnten sich allmählich daran. Er bekam auch seine Pension wieder, später.

Als der Zug abfuhr, zuckte ich zusammen. Mein Mitreisender sah durchs Fenster und nickte mehrmals. Als ich seinem Blick folgte, entdeckte ich den Ziehbrunnen, am Rande eines kleinen Dorfes, dem gegenüber unser Zug aus irgendeinem Grunde gehalten hatte und das jetzt hinter uns weglitt.

Ich meinte etwas sagen zu müssen: „Solche Brunnen – sprachen Sie eben von einem Brunnen oder habe ich geträumt?“

Er drehte mir langsam das Gesicht zu. „Den letzten Brunnen, den ich in Deutschland sah“, antwortete er, nur in den Augen ein bißchen lächelnd, „das war der in... Sie wissen schon!“

Darauf wandte er sich ab, schob seinen in der Ecke hängenden Mantel zurecht und bereitete sich darauf vor, zu schlafen. Ich betrachtete unauffällig sein Gesicht, ob es gelb aussah.

Wenn Yokitsu lachte, verengten sich seine Augen zu winzig schmalen Schlitzchen, die in unzähligen Fältchen ausliefen. Seine Lippen waren immer ein wenig feucht von der ständig darüberherschenden Zungenspitze. Yokitsu lachte gern. Er nahm das Leben von der sonnigen Seite – soweit man überhaupt bei ihm von einer Sonnenseite reden konnte. Er war im Krieg verwundet worden, nicht schwer, aber doch so, daß die Soldatenzeit, die ihm immerhin Essen und Kleidung gesichert hatte, abrupt beendet wurde.

Es dauerte allerdings nicht lange, bis Yokitsu dahinterkam, daß der Glorienschein einer Kriegsverletzung das Leben auch vergolden kann: im weißen Gewand des Bettlers, eine kleine Rente als sichere Grundlage, ließ es sich aushalten. Ge-

wiß, er mußte höllisch aufpassen, daß ihm kein anderer, der vielleicht das Glück hatte, einen Arm oder ein Bein verloren zu haben, mit einer solchen spektakulären Verwundung sein Revier streitig machte. Aber da war dann Tomyu, bärenstark und dumm, der gegen ein kleines Entgelt sein Wächter und Beschützer wurde.

Tomyu, verdammt! Yokitsu spuckte aus, und der Fahrtwind zerstäubte seinen Speichel in Millionen Tröpfchen. Tomyu, der Tölpel, der jetzt hinter ihm stand auf dem Trittbrett des überfüllten Zuges und ihn angrinste mit gelben Zähnen. Warum mußte Tomyu auch gleich mit dem Knüppel zuschlagen? Gewiß, die Tage des alten Mannes dort draußen in dem einsamen großen Haus waren gezählt, auch

ohne Krieg und Bomben. Aber es hätte doch genügt, ihn einfach in ein Zimmer zu sperren, Hände und Füße mit einer Schnur gebunden. Doch Tomyu, der dumme Bär, war zu Tode erschrocken gewesen, als der Alte so plötzlich auftauchte, und hatte zugeschlagen, einmal nur. Es hatte einen häßlichen knirschenden Laut gegeben, dann war der alte Mann still in sich zusammengesunken.

Na und? Was ließ sich daran ändern? Das Leben war manchmal komisch – und ganz schnell zu Ende. Aber Yokitsu wollte leben. Nicht nur jetzt, sondern auch nach dem Krieg, der bald vorbei sein mußte. Darum hatte er vorgesorgt. Schon gut, natürlich war es nicht recht, dem alten Mann seine sorgsam gehüteten Perlen, seine Jade-Schnitzereien und die wundervollen Elfenbein-Miniaturen zu stehlen. Aber was würde ein Mensch, der so dicht vor dem Tor des Todes stand, mit all diesen Kostbarkeiten anfangen können? Nichts, so gut wie nichts. Er aber, Yokitsu, er würde die Perlen, die Schnitzereien eintauschen. Das wirkliche Leben würde er dafür eintauschen, sich sogar eine Geisha kaufen. Er wollte endlich einmal richtig leben, auch nach diesem verdammt Krieg!

Yokitsu lachte. Bald würde der Zug die Stadt erreicht haben. Dann mochten sie nach den Dieben suchen, so lange sie wollten. Die Stadt, das war seine Höhle, sein Unterschlupf. Hier war er sicher, niemand würde ihn finden. Er war gerissener als sie alle! Und er war reich! Zum erstenmal in seinem Leben war er ein reicher Mann. Er und Tomyu.

Verdammt, Tomyu! Der Tölpel würde ihn bestimmt in Schwierigkeiten bringen. Er würde mit dem plötzlichen Reichtum prahlen, die Leute würden neugierig fragen: „Woher hast du das alles?“ Tomyu war nicht schlau genug, um reich zu sein. Yokitsu drehte sich vorsichtig auf dem schmalen Trittbrett um, klammerte sich mit der linken Hand an den Haltegriff. In seiner Rechten hielt er den Beutel, der Reichtum bedeutete, Sicherheit, Leben. Zwei Stufen unter ihm kauerte Tomyu, mit einer Hand hielt er sich am Trittbrett fest, die andere schlenkerte er fröhlich im Wind. Er grinste idiotisch zu Yokitsu herauf, der Luftzug zernte an seiner Jacke, blähte sie auf wie einen Ballon. Er lachte mit seinen gelben Zähnen, unbekümmert, dumm. Er lachte auch noch, als der Gegenzug heranbrauste und Yokitsu ihm auf die Hand trat, mit der er sich festhielt – hart, plötzlich, mit seiner ganzen Kraft.

Dann schrie er wie ein Tier – aber der Wind riß den Schrei mit sich fort. Yokitsu starrte gebannt auf den schweren Körper, der die Balance verlor, herumgerissen wurde, in rasender Geschwindigkeit, fiel... .

Yokitsu lachte, und aus den schmalen Schlitzchen seiner Augen wuchsen tausend Fältchen. Er würde seinen Reichtum mit niemandem zu teilen brauchen, der Bär Tomyu, der Dummkopf Tomyu würde ihn nicht mehr verraten können, er war nicht schlau genug gewesen, um reich zu sein. Yokitsu lachte, daß ihm die Augen tränten. Oder war das vom Fahrtwind auf dem zugigen Trittbrett?

Der Zug verlangsamte sein Tempo, Bremsen kreischten. Yokitsu sprang vom Trittbrett, drückte den Beutel fest an sich. Es war noch früh am Morgen, und die Wolkendecke riß auf, ließ einen Fetzen Blau aufleuchten. Bestimmt würde es ein schöner Tag werden, dieser 6. August 1945. Vor allem aber: er war in Sicherheit, er war in seiner Stadt, deren Name jetzt aus den Bahnhofslautsprechern dröhnte: Hiroshima.



Illustrationen: Hanneliese Martin

Erziehung zum Ungehorsam als Aufgabe einer demokratischen Schule



Nachdem wir in der vorigen Ausgabe Professor Erwin K. Scheuch, Ordinarius für Soziologie an der Universität Köln, zu den Vorfällen in Berlin, die zum Tode des Studenten Benno Ohnesorg führten, das Wort gaben, geben wir jetzt das Wort einem noch sehr jungen Menschen, der 19jährigen Karin Storch, die in ihrer Abiturrede vor dem versammelten Lehrerkollegium der Elisabethenschule sagte:

Dieses Hauptversäumnis muß in der Bundesrepublik vermieden werden. Und zwar durch unsere politischen Pädagogen, indem sie krisenfeste Demokraten erziehen, weil sie den Ungehorsam einüben. Jenen Ungehorsam, der demokratisch bleibt.

Ruhe war nur die erste Pflicht der **Untertanen, Unruhe** kennzeichnet den **Demokraten** – ständige Unruhe und Bewegung, nicht aber Aufruhr und Revolte. Demokratie bewußt machen, heißt junge Menschen dazu zu erziehen, kritisch, skeptisch, nüchtern und – ungehorsam zu sein. Die Schule soll zur Wachheit erziehen, zur Kritik, Offenheit und zum Ungehorsam.

Meine dritte Frage:

Wo liegen die Grundlagen der Erziehung zum Ungehorsam?

Meine Antwort: Wenn das, was wir am 20. Juli jeden Jahres in der Schule gelehrt bekommen, stimmt, dann muß die Schule zum Widerstand erziehen: zur Widerstandsbereitschaft und zur Widerstandsfähigkeit. Wenn das ehrende Andenken jener tapferen Widerständler am 20. Juli 1944 keine Farce ist, dann gehört die Pflicht zum Widerstand zu unserem Staatsdenken.

Sie, Herr Stadtrat Cordt, sagten bei einer Veranstaltung in der Aula der Ella-Schwarz-Schule, das in Auschwitz Geschehene sei nicht zuletzt auf ein Versagen von Eltern und Erziehern zurückzuführen. Sie sähen das Hauptziel der Erziehung darin, kritisch denkende Menschen heranzubilden, die die Verantwortung ihrer Handlungen übernehmen und das Fortbestehen einer demokratischen Gesellschaftsordnung gewährleisten. Das Recht zum Widerstand ist ausdrücklich in drei Verfassungen verankert: in der hessischen, der Bremer und der Berliner Verfassung.

Dazu ein Zitat des hessischen Ministerpräsidenten Dr. Georg August Zinn. Er wies darauf hin, daß in der hessischen Verfassung stehe: „Widerstand gegen verfassungswidrig ausgeübte öffentliche Gewalt ist jedermanns Recht und Pflicht. Mit seiner Verfassungsbestimmung hat sich Hessen nicht nur hinter die Widerstandskämpfer in den Jahren 1933–45 gestellt und ihr Tun legitimiert, es hat auch eine Brücke zu dem demokratisch-liberalen Gedankengut der deutschen Frühzeit und den demokratisch-liberalen Bewegungen der Welt geschlagen.“

Und der Ministerpräsident sagte weiter: „Dieses Prinzip ist nicht neu. Schon im Sachsenspiegel hieß es: ‚Der Mann muß wohl auch seinem König und seinem Richter, wenn dieser Unrecht tut, wehren und sogar helfen, ihn zu wehren in jeder Weise, und damit verletzt er seine Treuepflicht nicht.‘“ Soweit der Ministerpräsident.

Ungehorsam ist die Keimzelle dieses Widerstandes. Er muß in einer Demokratie geübt werden, damit im Ernstfall, also möglichst vor einer Diktatur, von allen Bürgern Widerstand geleistet werden kann. Der Widerstand im Ausnahme-

fall kann nur funktionieren, wenn der Ungehorsam im Alltag geübt ist.

Hierzu meine vierte Frage:

Wird dieser Ungehorsam in der Schule gelehrt – wie sieht die Schulwirklichkeit aus?

Meine Antwort (ich zitiere): „Wenn Sie in eine deutsche Schule kommen, können Sie gar nicht meinen, daß wir in einer Demokratie leben.“ Diesen harten Satz formulierte der Staatssekretär im hessischen Kultusministerium Dr. Hildegard Hamm-Brücher. Und, um Herrn Stadtrat Cordt nach einem Zeitungsausschnitt zu zitieren: „Die Schule hat mit der ganzen Entwicklung des demokratischen Staates nicht Schritt gehalten.“

Worin sieht die Schule ihre Aufgabe? Will sie den jungen Menschen zum Mitläufer erziehen? Zum Ja-Sager? Zum Streitvermeider um jeden Preis?

Oder sieht sie ihre Aufgabe darin, in jungen Menschen staatsbürgerliches Bewußtsein zu wecken?

Was heißt das, sich als Staatsbürger zu fühlen? Heißt das, als Untertan zu leben, kritiklos aus Prinzip oder aus Angst vor Gewalt, jedem Gebot der Obrigkeit, derer „da oben“ folgend?

Erziehen unsere Schulen zum Ungehorsam, regen sie Kritik an, formen sie die Schüler zu freien Menschen, fordern sie die eigene Stellungnahme heraus, regen sie an zu selbständigem Denken? Sie tun es leider zu wenig. Dieses Prinzip durchläuft ganz bestimmt nicht alle Fächer.

Wie wollen Lehrer zum Ungehorsam erziehen, zum Engagement, zur kritischen Haltung, wenn sie selbst im Alltagsunterricht resignierend sagen: „Eigentlich ist das Turnabitur sinnlos, aber es ist von Wiesbaden so angeordnet.“

Eine Ansicht vertreten, weil sie der Lehrer vertritt, darf nicht länger das Denken der Schüler beherrschen, nach dem Grundsatz: „Ich will mir meine Note nicht verderben.“

Der Dialog zwischen Schülern: „Ich gehe zur Direktorin und beschwere mich“ und „Tu's nicht, sonst hast du's auf ewig mit dem Lehrer verscherzt“, sollte an unseren Schulen nicht länger Platz haben.

Warum aber gibt es Tag für Tag solche Dialoge? Warum habe ich selbst als Klassensprecherin sie immer wieder gehört... und manchmal auch danach gehandelt? Warum? Weil Erfahrung klug macht, weil Ungehorsam oft kein Echo fand, kein Verständnis.

Und Erziehung zur Selbständigkeit? Wissen Sie, gestern mittag wurde ich gemahnt, doch heute ja keine Ohringe zu tragen, denn so etwas trage man bei einer solchen Feier einfach nicht. Soviel zu diesem Erziehungsprinzip Selbständigkeit. Der Gemeinschafts- und Sozialkundeunterricht hat den offiziellen Lehrplänen zufolge hochgesteckte Ziele. Aber: eine wissenschaftliche Untersuchung der Max-Traeger-Stiftung zeigte, daß der politische Unterricht in seinem Ergebnis fragwürdig ist. Auf die Frage: „Würde sich für dich persönlich viel ändern,

wenn wir hier eine Diktatur hätten?“ gaben bei einer Untersuchung 50 Prozent der Primaner keine Antwort oder antworteten mit „Nein“.

Diese Zahl ist erschreckend. Sie zeigt die Gefahr auf, daß so erzogene Jugendliche einen schleichenden Übergang von einer Demokratie in einen straffen oder gelenkten Staat gar nicht merken würden. Daß sie sich also eher den Verhältnissen anpassen als Widerstand leisten würden.

Und nun meine fünfte und letzte Frage:

Wie sehen die Forderungen für die Zukunft aus?

Meine Antwort: Lassen Sie mich dem formierten Bürger eine Verszeile des Dichters Günter Eich entgegenrufen: „Seid Sand, nicht das Öl im Getriebe der Welt!“

Und André Gide sagt: „Alles muß in Frage gestellt werden.“ Zweifel kann nur dort wirksam sein, wo Freiheit von Autoritätsgläubigkeit den Blick öffnet.

Es spricht für die Schüler, daß manche aus Opposition, aus innerer Abwehr vor Einseitigkeit und aus Trotz eher bereit sind, alt-marxistische Thesen als die geordnete Umwelt zu verteidigen. Ich persönlich halte nichts von dem etwas wirren Allgemeinen unabhängigen sozialistischen Schülerbund. Aber dieser Widerstand mancher Schüler ist zu begrüßen. Diesen Widerstand soll die Schule ausbauen und erweitern, zum Widerstand gegen Obrigkeitdenken, gegen Verfassungswidrigkeiten zum demokratischen Ungehorsam, zu einem gesunden staatsbürgerlichen Bewußtsein.

Ich gehöre nicht irgendeiner ideologischen Schülerrevolte an. Ich habe versucht, innerhalb der Schule demokratisch zu wirken, und jetzt bin ich hierher gegangen, um zu versuchen, zu einem Ungehorsam aufzurufen, der nicht Aufruhr und Revolte ist.

Die Unruhe der Schüler und Studenten zeigt, daß politisch denkende junge Menschen kritisch die „Älteren“ und deren Tun betrachten und ihre eigenen Positionen beziehen. Aber dieser Aufruhr zeigt auch, daß sie niemand gelehrt hat, wirksam ungehorsame Demokraten zu sein. Aber nicht alle jungen Menschen sind immer bereit, in solcher Opposition sich auseinanderzusetzen. Aus ihrer Skepsis und aus ihrem Zweifel wird dann oft leider Gleichgültigkeit.

Erziehung zum Ungehorsam ist also ein Auftrag der Schule.

Die Schule von morgen soll dabei nicht zum Chaos erziehen, sondern zur Machtbalance. Es muß eine Schule sein, in der Ordnung und Auflehnung den gleichen Rang haben in der Werteskala. Liberale Politik will möglichst großen Freiheitsraum für das Individuum und deshalb Politik dauernder Machtbalance betreiben: Zuviel an Freiheit für den einzelnen

Vor 22 Tagen starb abends zwischen neun und zehn Uhr in West-Berlin ein junger Mann, der unter den Knüppeln und Schüssen der Polizei zusammengebrochen war. Er fiel, erschossen von einem Mann, den die Öffentliche Hand angestellt hat, um die Freiheit und die Menschen zu schützen. Der tote Student Benno Ohnesorg wurde zum Symbol in einer fatalen Auseinandersetzung über die Grenzen der Exekutive, insbesondere der Polizei, die rücksichtslos Demonstranten und Nicht-Demonstranten niederknüppelte.

Ich will zu diesem Tod, der mich tief erschüttert hat, fünf Fragen stellen.

Meine erste Frage:

Warum werden uniformierte Staatsdiener zur Knüppelgarde?

Meine Antwort: Sie werden es, weil ungehorsame Demokraten in unserem Land ungewohnt sind. Weil niemand die Polizei gelehrt hat, wie man mit ungehorsamen Demokraten umgeht.

Was mögen diese Polizisten für Lehrer gehabt haben? Was mögen die ihnen gesagt haben über Menschenwürde der Bürger, über die Dienstfunktion der Beamten?

Schuld sind die für die politische Erziehung Verantwortlichen.

Meine zweite Frage:

Warum gehen die Berliner Vorfälle unsere Schulen etwas an?

Meine Antwort: Im Gemeinschaftskundeunterricht haben wir über den Untergang der Weimarer Republik gesprochen. Eines der Hauptversäumnisse der Weimarer Republik war es, zu wenig krisenfeste Demokraten zu erziehen. Es gab zu wenig Demokraten, die bereit waren, zwar kritisch und ungehorsam zu sein, dabei aber den Staat als ihren Staat anzuerkennen. Wo die Deutschen damals kritisierten, da gingen sie an die Wurzel des Staates, zerschlugen ihn, statt ihn zu bessern.

Studenten in Hannover bei einer Demonstration zu Ehren des erschossenen Benno Ohnesorg.



schränkt die Freiheit der anderen ein oder verliert sich in der Überfreiheit des Chaos. Zuviel an Ordnung, an Normierung, an Regeln, Verboten und vorgezeichneten Bahnen für Denken, Fühlen und Handeln schränkt ganz direkt den Freiheitsraum ein.

Verdenken Sie es mir als einer werdenden Liberalen bitte nicht, daß ich die unmittelbare Einschränkung des persönlichen Freiheitsraumes durch Konventionen und Verbote usw. stärker fürchte als die im Extrem bestehende Gefährdung durch Zuviel an Freiheit.

Aber ob es richtig ist, im Prinzip gehorsam oder ungehorsam zu sein, das entscheidet sich in der Beurteilung des Kräftegleichgewichts. Die Antwort für heute fällt nicht schwer. Der Tote von Berlin ist von Ordnungsmächten erschossen worden. Der grausige Einzelfall hat Symbolcharakter. Für die Obrigkeitsstruktur und das Obrigkeitendenken. Denken wir noch einmal an den Toten von Berlin. Wie wenig muß die Obrigkeit von der Pflicht der Untertanen, die heute Staatsbürger sind, Ahnung haben, wenn sie töten läßt, nur weil Demokraten sagen, es solle auch in Persien Demokratie herrschen. Und weil unser Land zunehmend „ordnungsliebend“, zunehmend obrigkeitlich denkt und handelt, müssen wir den Ungehorsam stärken! Weil wir Deutschen chronisch dazu neigen, obrigkeitstreu zu sein. Man muß ihn nicht nur augenblicklich stärken, sondern grundsätzlich.

Durch Erziehung zum Ungehorsam. Das Berliner Geschehen hat mich sehr erschreckt. Ich bitte Sie: Lassen Sie dieses Geschehen für uns Mahnung sein. Das waren meine fünf Fragen, das waren meine fünf Versuche zu antworten.

Zehn Mitschülerinnen aus meiner Klasse werden Lehrerinnen. Ich möchte meinen Mitschülerinnen wünschen, daß sie zu Lehrkräften heranwachsen, die souverän genug sind, Ungehorsam zu lehren und die Kraft haben, prägend mit ihren Schülern Ungehorsam einzuüben. Ich will versuchen, ihnen später als Journalistin nach meinen Kräften dabei zu helfen.

Ich wurde mit dieser Rede zur Zensur befohlen. Denn „Das haben wir schon immer so gemacht“, hieß es, und „Der Herr Stadtrat kommt“.

Ich schäme mich: Ich habe gehorcht. Aber ich hatte einen hoffnungsvollen Trost: der Lehrer, zu dem ich dann zur „Zensur“ ging, der dachte darüber genauso wie ich. Das hier zu sagen, soll mein Dank an meine Lehrer sein!

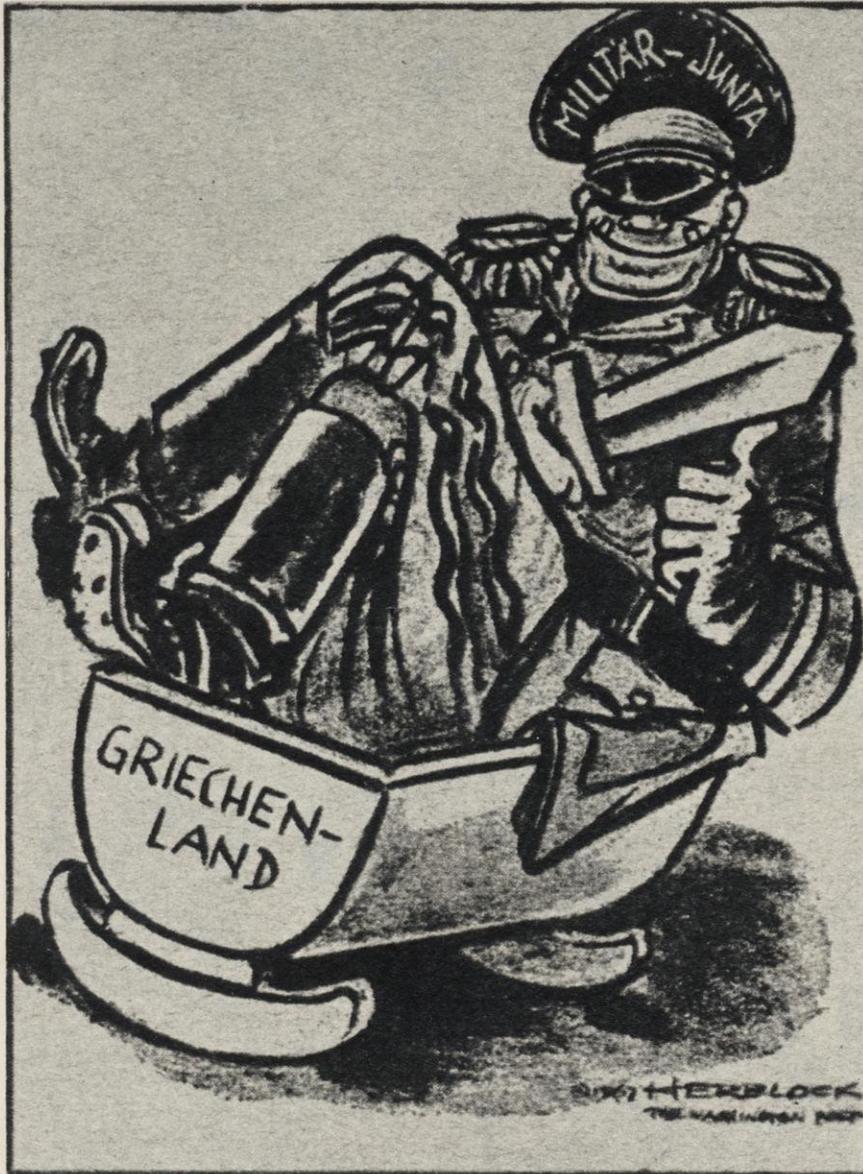
Das Lehrerkollegium der Schule hörte die Rede mit gemischten Gefühlen. Frankfurts Schuldezernent Willy Cordt reichte der Schülerin die Hand und sagte: „Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Mut!“

„aufwärts“ stellt die Ausführungen von Karin Storch zur Diskussion.

Land der Hellenen - politisch ein Friedhof

Oft saß ich mit ihnen zusammen – den Studenten, Arbeitern, Professoren, Gewerkschaftlern, Angestellten, zusammen auch mit den Studentinnen, Hostessen und Sekretärinnen. Wir trafen uns in den Cafés und Tavernen, in der Hauptstadt Athen und auf den Inseln, wir schwammen und segelten und ruderten zusammen. Vor allem aber: es wurde diskutiert. Mit südländischer Leidenschaft, mit viel Temperament – aber dabei auch sehr sachlich und ernst. Diese jungen Griechen hatten – nachdem der Führer der Zentrumsunion, George Papandreou, wieder Ministerpräsident geworden war – wieder Hoffnung. Es war die Hoffnung auf eine bessere Zukunft – auf Ausbildungsmöglichkeiten für alle, auf neue Arbeitsstellen in neuen Industrien, auf eine Ordnung in der Landwirtschaft –, die Hoffnung auch auf einen sozialen Ausgleich. Die Masse der griechischen Bevölkerung ist arm. Hunderttausende wanderten aus – nach Amerika, Kanada, Australien –, Hunderttausende suchten sich Arbeit in Deutschland. Auf der Insel Rhodos zum Beispiel gibt es kaum noch junge griechische Männer. Sobald sie flügge geworden sind, verlassen sie die schöne Heimat – ihre Mädchen lassen sie später nachkommen. George Papandreou hatte ein Aufbauprogramm entworfen. Den Reichen, den Militärs und auch dem Hof paßte die ganze Richtung nicht. Gewiß – niemand sprach dem Ministerpräsidenten und Führer der größten griechischen Partei ab, daß er ein Demokrat im wahrsten Sinne des Wortes, in der Tradition der Griechen, der ältesten Demokratie auf unserem Erdboden, war – aber das war ja ein Sozialist! Jeder wußte, daß George Papandreou den Kommunismus schärfstens ablehnte und verurteilte, und doch flüsterten diese Kreise, er wolle sich mit dem Kommunismus verbinden. Einer Lappalie wegen setzte ihn der junge König ab. Griechenlands Jugend und Griechenlands Arbeiter gingen auf die Barrikaden. Es kam zu stürmischen Protestkundgebungen, zu Streiks. Die neuen Regierungen erwiesen sich als schwach. Dann kam die erlösende Meldung: Auflösung des Parlaments – Neuwahlen zum 28. Mai. Das sollte die endgültige Entscheidung sein. Es gab keinen Zweifel: die Zentrumsunion würde diese Wahlen gewinnen – George Papandreou der neue Ministerpräsident sein – das Aufbauprogramm würde – trotz aller Widerstände aus den Rechtskreisen – durchgeführt werden. –

Da putschten die Obristen. Der junge König hatte eine großartige Chance. Er konnte seinen jungen Griechen, er konnte der Welt, in der ja leider an Militärherrschaften kein Mangel ist, ein Beispiel geben. Verteidigung der Demokratie oder die Diktatur der Militärs? So lautete die Frage, die sich ihm stellte. Konstantin bestätigte die Herrschaft der Obristen – der Verrat an der Demokratie war perfekt.



Wiege der Demokratie

„Washington Post“

Jetzt bin ich wieder in Griechenland gewesen. Die Angst geht um. Die Ruhe in den Cafés und Tavernen ist geradezu unheimlich. Und nur ganz heimlich ist es möglich, sich mit Studenten, Arbeitern, Professoren, Gewerkschaftlern und griechischen Kollegen offen zu unterhalten. Die Griechen müssen flüstern, besorgt schauen sie sich um, ob da nicht ein Geheimer mithört oder eine der jungen attraktiven Geheimagentinnen. Ein ganzes Heer von Geheimagenten ist angesetzt, jeden zu fassen, der es wagen sollte, die Regierung der Obristen zu kritisieren. „Rechte haben wir überhaupt keine mehr“, höre ich von jungen Griechen. Und sie können weder in der Fabrik noch in den Büros oder Verwaltungen ihre Meinung sagen. Die Offiziere haben auch alle wichtigen Posten besetzt – sie sitzen in allen Gremien, den staatlichen

und halbstaatlichen Organisationen, den Körperschaften usw. Als Ausländer bekommt man sie nicht zu sehen. Das Aushängeschild sind nach wie vor die Privaten – die Präsidenten, Direktoren usw. Auch neue Männer – dem Regime ergeben. Aber sie haben nichts zu sagen – sie dürfen nur die ihnen von den Offizieren gegebenen Befehle ausführen. Natürlich wurden auch die Gewerkschaften völlig entmachtet. Sagt ein junger Gewerkschaftler: „Und das sieht sich unsere sogenannte freie westliche Welt mit an. Die Proteste gegen die Herrschaft der Offiziere sind doch bisher höchst schwach.“ Ganz besonders ist die Enttäuschung über die USA. „Die Amerikaner hatten es in der Hand, sich eindeutig zu distanzieren.“ Sagt ein junger griechischer Professor: „Unsere Offiziere verstehen weder etwas

von Politik noch von der Wirtschaft. Zudem haben sie alle die Kräfte, die eine gesunde Sozialpolitik schaffen wollten, festgesetzt. Sie haben die Kräfte, die den Fortschritt nach Griechenland bringen wollten, verfehmt. Die Schäden, die sie verursachen, gehen in die Hunderte von Millionen. Es wird sehr viel Zeit brauchen, sie unter einer demokratischen Ordnung wiedergutzumachen. Die Offiziere regieren, als befänden sie sich auf dem Kasernenhof – Widerspruch ist nicht erlaubt. Und dazu behaupten sie noch – obwohl sie überhaupt kein Programm haben –, ihre Herrschaft sei ohne Vorbild. Das alles sei neu, zukunftsweisend – ohne Beispiel in der Welt. Was sie jetzt zu gestalten beabsichtigen, sei die einzige, die wahre Demokratie.“

Auch der griechischen Presse wurde das Recht abgesprochen, die Regierung zu kritisieren. Nicht nur das. Die Offiziere bestehen darauf, jeden Tag gelobt zu werden. Jeden Tag muß daher jede der griechischen Zeitungen einen Lobartikel veröffentlichen. Dabei kommt es – bewußt? – zu Pannen. Berichtet da eine Zeitung von zwei jungen brasilianischen Touristinnen. Sie sind zum ersten Male in Griechenland. Zuerst wollten sie gar nicht kommen und sagten: „Viele ausländische Journalisten geben ein sehr schiefes Bild der Lage – sie gießen Kübel von Hohn und Spott über unsere Obristen aus. Das ist alles unwahr, wie wir jetzt selbst feststellen können. Diese Ordnung in Griechenland ist wunderbar – phantastisch, wie die gesamte griechische Jugend mitmacht und von neuem Schwung erfüllt ist. Allen Griechen geht es viel besser als vor einem Jahr.“ Wohl gemerkt: das läßt der Journalist junge Brasilianerinnen sagen, die erst drei Tage und zum erstenmal in Griechenland sind. Dann fügt er hinzu: „Die jungen Damen sind die Töchter von brasilianischen Großgrundbesitzern.“ Den Rest überläßt er seinen Lesern. Und die wissen auch: die Feudalherren Brasiliens haben alle Macht.

Die gleichgeschaltete griechische Presse also ist nicht zu lesen – nicht zu diskutieren –, daher auch der hohe Aufwandschwund. Trotzdem quellen die Kioske über. Die deutschen, englischen, amerikanischen, französischen und Schweizer Zeitungen mußten die Obristen ohne Zensur wieder zulassen. Hier nun informiert sich jeder Grieche, der eine fremde Sprache beherrscht.

Trauriges Fazit der Herrschaft der Militärs: die Zahl der ausländischen Touristen ist stark abgesunken. Die Skandinavier kommen fast überhaupt nicht mehr – sie zeigen dadurch offen ihre Abneigung. Auf der Insel Rhodos, sozusagen eine Touristen-Festung der Skandinavier bis zum vergangenen Jahr, sind die Hotels und Pensionen nur 40 bis 50 Prozent belegt. Und das bei in diesem Jahr noch neu erbauten 20 Hotels. Aber auch anderswo stöhnen die Finanziere: „Diese Saison wird eine Pleite!“ Das aber auch trifft die Kellner und Köche, die Barmixer und Taxifahrer, die Fremdenführer und -führerinnen, alle,

Protest gegen Unterdrückung

Zum Verbot und der Unterdrückung von Jugendorganisationen in Griechenland veröffentlichte der Deutsche Bundesjugendring folgenden Protest:

„Der Deutsche Bundesjugendring (DBJR), in dem 17 große demokratische Jugendverbände Deutschlands zusammenarbeiten, protestiert gegen die Unterdrückung oder Auflösung von demokratischen Jugendorganisationen in Griechenland

durch die derzeitigen Machthaber.

Die elementaren Grundrechte, einschließlich der Pressefreiheit und des Versammlungsrechts, wurden widerrechtlich außer Kraft gesetzt. Die demokratischen Jugendorganisatio-

nen der Bundesrepublik verurteilen diese Entwicklung.

Der DBJR fordert freie und geheime Wahlen in Griechenland zur Wiederherstellung der demokratischen Verhältnisse sowie die Freilassung aller politischen Gefangenen.“

Die Mühlen auf der Insel Mykonos sind weltbekannt. Das Foto wurde dem Bildband „Griechenland, ein Geschenk der Götter“, entnommen, das bei der Büchergilde Gutenberg erschienen ist.



die am Fremdenverkehr verdienen. Die Amerikaner bleiben aus, weil ihnen Griechenland zu nahe am Krisenherd im Nahen Osten liegt. Nur die Deutschen kommen wie eh und je. Die Masse unserer Touristen stört's nicht, wer da regiert.

Zur Schaffung einer neuen Verfassung – einer Verfassung, die ganz auf das Militärregime zugeschnitten ist, haben die Obristen einen Ausschuß berufen. Das sind Männer ihres Schlages – konservativ, stark rechtsgerichtet –, jeder Sozialist ist ihnen ein Greuel. In sechs Monaten soll diese Verfassung dem Volk vorgelegt werden. „Mindestens 1 ½ Jahre wird es dauern“, höre ich von eingeweihten Griechen. Und sie bewegt vor allem noch eine Frage: Sind alle unsere Soldaten so sklavisch erzogen und gedrillt worden, daß sie bedingungslos die Befehle einiger Obristen ausführen? Wird nicht die Masse unserer Soldaten, wenn die Demokratie sie ruft, für die Demokratie auf die Barrikaden gehen? Der junge König und die junge Königin werden zu Propagandareisen durch die griechischen Provinzen geschickt. Konstantin scheint alle Macht, die er unter der Demokratie noch hatte, eingebüßt zu haben.

„Kampf der Korruption“, lautet einer der Punkte der Offiziere. Das hört sich gut an. Die Korruption im Land der Hellenen – das gibt jeder zu – war unter den Rechtsregierungen geradezu sagenhaft – auch viele Politiker und Minister ließen sich bestechen. So sind jetzt – sehr zum Schrecken der reichen Griechen, der Hauptschuldigen an diesen Zuständen – Finanzoffiziere in allen wichtigen Wirtschaftszweigen und Organisationen tätig. Ob die Offiziere aber wenigstens auf diesem Sektor Erfolg haben werden, steht noch dahin. „Vielleicht gar wird die Korruption noch schlimmer“, sagen mir eingeweihte Griechen. „Wer schon kontrolliert unsere Offiziere?“

Wie lange werden die Griechen noch schweigen – noch schweigen müssen? Noch haben sie Angst – sehr viel Angst. „Wer nur einen Ton gegen die Regierung sagt“, hört man überall, „der verliert sofort seine Stellung. Es ist gegenwärtig nicht nur der Milchmann, der an die Türen klopft – es kann auch ein Geheimpolizist sein – und dann verschwindet man als Internierter auf einer Insel.“

Die Obristen haben die politische Landschaft der ältesten Demokratie der Welt in einen Friedhof verwandelt. Die Kluft zwischen ihnen und den Massen des Volkes wird von Tag zu Tag größer. Und das geben die jungen Griechen mir mit auf den Heimweg: „Wir brauchen viel mehr Unterstützung von draußen. Die Gewerkschaften, die Presse, die Politiker der freien westlichen Welt müssen mehr, als bisher geschehen, gegen die Diktatur der Obristen wirken.“ Und sie sind überzeugt: die Herrschaft der Obristen wird nicht lange währen. Griechenland kann nur unter einer Demokratie zu einer neuen Ordnung finden.

Oskar Peter Brandt

Meine Landschaft: Der Hürtgenwald

Von Heinrich Böll

Zwanzig Luftkilometer bis Nörvenich, ebenso viele bis Jülich. Jülich arbeitet lautlos, die Nörvenicher Starfighter zerhacken und zersägen den unschuldigen Himmel über dem Hürtgenwald. Diese Lufthaie erfüllen nicht nur ihre „Mission“ (welche wohl?), auch eine Funktion: Sie sorgen dafür, daß einer nicht anfängt, dem Frieden zu trauen, sorgen dafür, daß er nicht vergißt, zwischen friedlicher und unheimlicher Stille zu unterscheiden. Es ist die unheimliche Stille eines riesigen Friedhofes. Im Umkreis von zwanzig Kilometern um das Dorf Vossenack herum sind viel mehr Menschen getötet worden, als die Stadt Aachen heute Einwohner hat. Der riesige Friedhof links und rechts der Linie Gey-Großhau-Kleinhau-Hürtgen-Vossenack-Kommerscheidt-Schmidt ist mit jungem Wald bepflanzt: Jeder Nachkriegsjahrgang, das ganze „junge Deutschland“ ist hier vertreten, bis zu den Säuglingen des Jahres 1967. Schöne Wege um jedes der Dörfer herum, Stille, immer noch wirkt die Landschaft des Kahlschlags eingeschüchtert, rötliche Äcker südlich der großen Straße, dunkle nördlich, wo die rote und die weiße Wehe den Namen schon bereit hatten für das, was kommen sollte.

Der dichte junge Wald besorgt das Geschäft der Tarnung besser als alter Wald es könnte; es muß einer schon vom Weg abgehen, weit in den dichten jungen Wald hineinkriechen, um die alten, verbrannten, nun verfaulten Baumstümpfe des Winters 1944/1945 zu entdecken, die Schützenlöcher, die Grabensysteme, Stellungen, die gekippten, überwucherten Bunker der „Siegfried-Linie“.

Nicht selten, eher schon häufig, tritt auf diesen ordentlichen Wegen ein Fuß gegen etwas Rötlich-Bräunliches, der Baumrinde zum Verwechseln ähnlich, wäre es

nicht vom Fuß getroffen worden und gäbe es nicht beim Zusammenstoß seinen metallischen Charakter preis: Nach zweiundzwanzig Jahren immer noch nicht bröckelig gewordener Granatsplitter. Eine Patrone, ein Stahlhelm, ein Kanister mit amerikanischer Aufschrift: „Careful“. Stundenlang, stundenweit um jedes der Dörfer herum der friedliche, aufgeforstete Kahlschlag, still – mit dem zersägten, zerhackten Himmel darüber, dem lautlos arbeitenden Jülich im Hintergrund. Gut zu wissen, daß nur wenige Kilometer westlich vor zweiundzwanzig Jahren die Vorläufer der Sektorengrenzschilder standen mit der denkwürdigen Aufschrift: You enter Germany! Be on your guard! (Du betriffst Deutschland! Sei auf der Hut!) Oh, ihr toten und lebenden Freunde, vergeßt nicht: Be on your guard, you are in Germany! Der junge Wald gedeiht gut, und er hat so viele Vorzüge: Er gewährt weiten Blick, Wildreichtum, im Frühjahr und im Sommer eine Blumenfülle, wie ihn der klassische dunkle Hänsel-und-Gretelwald nicht gewährte; im Sommer ganze Hänge, die noch immer kahlgeschlagen, voller Fingerhut, ein feierliches Violett, von weitem wie ein ausgebreitetes Riesentrauertuch. Es ist doch schön, Soldat zu sein! Vergeßt's nicht, ihr jungen Helden da oben, die ihr über den Gräbern eurer Väter und Brüder so kühn hinwegfliegt, und so rasch, so rasch! Natürlich denkt einer (er kann's nicht lassen!), wenn er hier spazierengeht, wandert, unwillkürlich an Wehrdebatten, an peinliches Ministergeschwätz, und er meidet die überaus geschmackvollen offiziellen „Helden“-Friedhöfe. (Warum nur, so denkt er, tun die Deutschen so viel für ihre Toten und so wenig für ihre Lebenden?) Es wäre wohl richtig, wäre das einzig Wahre gewesen, hier nicht auf geschmackvollen Soldatenfriedhöfen individuelle Toten-



Große Wäsche
Federzeichnung von A. Paul Weber

behandlung zu betreiben wie auf einem braven bürgerlichen Friedhof und dazu noch Platz und Gelegenheit für bramarbasierende Überlebende irgendwelcher Divisionen zu geben.

Wenn schon, dann ein riesiges, dunkles Mahnmal mit einem zynischen, besser noch einem schmutzigen Soldatenwort drauf: Warum sollten die Toten nicht einmal das letzte Wort haben, das nie, nie Vaterland oder Volk oder gar Führer hieß? Je ein deutsches und ein amerikanisches Soldatenwort, einen Mädchen- oder einen Hurenamen, umrahmt von so zutreffendem letzten Wort wie „fucken war“, „verdammter Scheißkrieg“. Wozu diese erikareiche Täuschung einer bürgerlichen „Ruhestätte“, wo doch wenige Kilometer westlich diese hübschen Schilder standen mit den zutreffenden Worten: Be on your guard! You enter Germany!

Mehr als achtundzwanzigmal wechselten die Dörfer Vossenack, Schmidt, Simonskall, Kommerscheidt ihre militärischen Herren. Im Dorf Vossenack verlief die „Front“ quer durch die Pfarrkirche. Die amerikanischen Soldaten schossen von der Orgelbühne herunter, die deutschen aus der Sakristei heraus. In Monschau schoß die deutsche Armee auf Frauen, die in ihren Gärten Gemüse holten. Es durfte nicht wahr sein, was wahr war: Der Krieg war endgültig verloren und ging zu Ende, und es durfte nicht wahr sein, daß eine Deutsche in einem von Amerikanern besetzten Städtchen tatsächlich entschlossen war zu leben. (Und natürlich denke keiner unwillkürlich, durch friedliche Wälder unter unfriedlichem Himmel spazierend, daran, daß dieses Denkmodell bis auf den heutigen Tag die deutsche Politik bestimmt. Es darf nicht wahr sein, was wahr ist: Ein Krieg – und was für einer – ist verloren worden vor zweiundzwanzig Jahren.)

Hin und wieder im Wald ein Überständer: riesige Eiche, riesige Buche; irgendwo in einem der Dörfer zwischen Gey und Vossenack, an einer Wegkreuzung oder im Wald, schrieb Hemingway ein Liebesgedicht für seine Frau, in dem die fast prophetischen Verse erscheinen:

Im nächsten Krieg werden wir die Toten in Cellophan verpackt begraben.

Die Hostie wird mit der eisernen Ration gleich mitgeliefert. Und jeder Soldat wird ausgestattet mit einem kleinen, aber naturgetreuen Erzbischof Spellman, der sich von selbst aufbläst.

Es wäre gut, wenn die jungen Herren dort oben diesen kleinen Spruch überm Schaltbrett anheften würden; sie könnten statt Erzbischof Spellman ja – je nach Konfession – Bischof Hengsbach oder Bischof Kunst einsetzen. Es ist so schön, Soldat zu sein. Merkwürdiger Gedanke beim Gang über diese schönen, friedlichen Höhen, durch diese stillen Täler: In dieser Landschaft hat es nachweislich die wenigsten Nazis in Deutschland gegeben, und sie wurde von den deutschen Divisionen am härtesten bestraft, bestraft bis ins „zweite Geschlecht“: Wie viele Kinder sind hier noch, lange nachdem der Krieg zu Ende war, auf Minen gelaufen, von Granaten verletzt oder getötet worden? Kaum ein Haus blieb stehen, kaum ein Baum erhalten, kein Acker, kein Weg ohne Minen, kein Bach ohne Harm. Diese eingeschüchtern Landschaft weiß, daß es wahr ist: Ein Krieg – und was für einer – wurde verloren, sie, immer noch, nach zweiundzwanzig Jahren noch, eingeschüchtern durch den sinnlosen martialischen Lärm des „Es-darf-nicht-wahr-sein-Heroismus“, sie weiß, was die Politiker noch nicht wahrhaben wollen.

Vor 40 Jahren

Mord an Sacco und Vanzetti

In den Jahren 1919/20 erschütterten heftige Streiks und Arbeitskämpfe die USA. Regierung und Unternehmer fürchteten einen Umsturz der bestehenden Ordnung. Überall witterte man Agenten und Kommunisten. Jeder, der unbequeme Wahrheiten sagte, geriet in den Verdacht, ein Handlanger Moskaus zu sein. Vor dem Hintergrund der bolschewistischen Machtergreifung in Rußland war es nicht schwer, die Öffentlichkeit davon zu überzeugen, das „etwas“ geschehen müsse, um Ruhe und Ordnung zu garantieren.

Während sich die Polizei intensiv dieser Aufgabe widmete, ereigneten sich überall im Land dreiste Raubüberfälle. Organisierte Banden trieben ihr Unwesen. Am 24. Dezember 1919 wurden z. B. in Bridgwater 30000 Dollar Lohngehälter geraubt. Am 15. April 1920 wurden zwei Angestellte einer Schuhfabrik in South Bintree erschossen, und 15000 Dollar verschwanden. Die Polizei war ratlos. Beide Verbrechen blieben unaufgeklärt. Die Öffentlichkeit forderte eine schnelle Überführung der Täter.

Dies war die Lage in Massachusetts, als ein Ereignis die italienischen Arbeiter in helle Empörung versetzte. Am 3. Mai 1920 wurde in New York der zerschmetterte Körper des italienischen Arbeiters Andreas Salsedo auf dem Pflaster vor dem Gebäude der Geheimpolizei von Passanten gefunden. Salsedo, Herausgeber einer anarchistischen Zeitung, war einige Monate vorher während der großen Polizeirazzia verhaftet worden. Man hatte ihn gefoltert, und dabei war er aus einem der Fenster gesprungen.

Die beiden italienischen Arbeiter Sacco und Vanzetti, Freunde von Salsedo, stellten sich in Massachusetts an die Spitze der Protestbewegung gegen diesen brutalen Mord. Am 9. Mai wollten sie eine Versammlung durchführen. Vanzetti war beauftragt, die Rede zu halten. Auch die Flugblätter waren schon gedruckt. Doch es sollte anders kommen. Vier Tage vor der Versammlung wurden sie verhaftet. Die Polizei, auf der Suche nach den Tätern von Bridgwater und South Bintree, stieß durch einen Zufall auf die beiden Arbeiterführer und nahm sie als politisch verdächtige Ausländer fest.

Wer waren die beiden Männer?

Viel gibt es über sie nicht zu berichten. Nicola Sacco war der Sohn eines Weinhändlers aus Süditalien. Er wurde am 22. April 1891 geboren. Mit 18 Jahren wanderte er mit seinem Bruder nach Amerika aus, um dort sein Glück zu suchen. Das war 1908. Es war damals eine schlechte Zeit für Neuankömmlinge. Er wurde betrogen und ausgebeutet. Arbeit fand er im Straßenbau und in einem Eisenwerk. Die Ungerechtigkeit, die er erlebte, bestärkte ihn in seiner anarchistischen Weltanschauung. Als der Krieg mit Deutschland ausbrach, ging er 1917 nach Mexiko, um nicht Soldat zu werden. Er wollte nicht für die Herren sterben. Als die Kanonen in Europa schwiegen, kehrte Sacco wieder in die USA zurück und fand eine Anstellung als Facharbeiter in einer Schuhfabrik. Seine Vorgesetzten waren mit ihm zufrieden. Zu jener Zeit heiratete er auch ein italienisches Mädchen, und er wurde Vater. Sein Sohn bekam den Namen Dante. Er war stolz auf ihn. Dabei vergaß er jedoch nicht, seine Kollegen bei Streiks und Aktionen tatkräftig zu unterstützen. Er war bekannt, geachtet und beliebt. Das war auch Bartolo Vanzetti, ein

Junggeselle, der im Jahre 1888 als Sohn eines Bauern in Italien das Licht der Welt erblickte. Er lernte Bäcker. Oft mußte er 15 Stunden am Tag arbeiten. Er war in seiner Jugend überzeugter Christ, und einmal bestand er sogar einen Faustkampf zur Verteidigung seines Glaubens. Er las sehr viel, dachte über die Ungerechtigkeiten nach und wurde Anhänger des Anarchismus. Auch er zog wie Sacco 1908 nach Amerika. Später

Verhalten wurde ihm später als „Schuldbewußtsein“ ausgelegt und diente als entscheidendes Belastungsmaterial. Doch die Pläne von Polizei und Justiz gingen weiter. Bot sich hier doch eine gute Gelegenheit, den Ruf der Ordnungshüter wiederherzustellen und gleichzeitig zwei lästige Radikale loszuwerden. Hatte nicht Augenzeugen die Räuber als Ausländer bezeichnet? Obwohl keiner dieser Zeugen Vanzetti als Täter identi-

weger, antwortete der Zeuge: „Ja, sie laufen unsicherer!“

Vanzetti wurde schuldig gesprochen und zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt. Wie sagte doch der Richter Thayer: „Auch wenn er das Verbrechen nicht begangen hat, ist er trotzdem der moralisch Schuldige, denn er ist ein Feind unserer bestehenden Einrichtungen!“ Eine seltsame Begründung. Sie entlarvt den Prozeß als Justizkomödie.



Vanzetti

Sacco

schrieb er einmal darüber: „Welcher Einwanderer kann sich nicht an jene schlechten Zeiten erinnern? Die Armen schliefen in den Parkanlagen und suchten in den Abfallhaufen nach einem Kohlblatt oder einer verfaulten Kartoffel – aber vergebens!“ Das Erlebnis dieses Elends und der hemmungslose Reichtum und Luxus der Oberschicht bestärkte ihn in seiner anarchistischen Idee. Ständig auf der Suche nach Arbeit, zog er durchs Land. Schließlich fand er eine Anstellung in einer Seilfabrik in Plymouth, Massachusetts. Als es in diesem Betrieb 1916 zu einem Streik kam, wurde er entlassen und als Rädelführer auf die schwarze Liste gesetzt. Auch er floh bei Kriegsausbruch nach Mexiko, wo er mit Sacco in Verbindung kam. Nach seiner Rückkehr machte er sich als Fischhändler selbständig. Der anarchistischen Bewegung blieb er jedoch auch weiterhin treu. Er war viel mit Sacco zusammen. Sie hatten die gleichen Ziele.

Der Prozeß gegen Vanzetti

Als Sacco und Vanzetti in die Hände der Polizei fielen, nahmen sie an, daß man sie wegen ihrer politischen Anschauungen festgenommen habe. Die Fragen während des ersten Verhörs deuteten auch darauf hin. Sie versuchten darum, die Polizei durch falsche Angaben irrezuführen, um so der sicheren Deportation zu entgehen. Auch wollten sie ihre Genossen nicht in Gefahr bringen. Dieses

fizieren konnte, wurde gegen ihn die Anklage erhoben, am Raubüberfall in Bridgwater beteiligt gewesen zu sein. Sacco konnte man dafür leider nicht anklagen, da er an diesem Tag nachweisbar in der Fabrik gearbeitet hatte. Man hob ihn für den zweiten Prozeß auf.

Das Verfahren gegen Vanzetti fand in Plymouth statt, in jener Stadt also, in der der Angeklagte einst den Streik gegen die größte Seilfabrik der Welt geleitet hatte. Er war also den politischen Machthabern als „radikal“ bekannt. Der Prozeß war eine Komödie. Vanzetti konnte dreißig Zeugen benennen, die bestätigten, daß er sich am 24. Dezember 1919 28 Meilen vom Tatort entfernt aufgehalten und seinen Kunden auf der Straße Fische verkauft hatte. Aber was half das? Alle diese Zeugen waren Italiener. Das Gericht glaubte ihnen nicht. Der Rechtsanwalt, der Vanzetti verteidigte, war seiner Aufgabe nicht gewachsen. Viele Menschen äußerten später den Verdacht, daß er seinen Klienten dem Staatsanwalt ans Messer lieferte. Diese Vermutung wird durch die Tatsache bestätigt, daß er sich nach diesem Prozeß mit dem Staatsanwalt Katzmann zusammentat und eine gemeinsame Praxis eröffnete.

Die Aussagen der Zeugen widersprachen sich. Einer von ihnen sagte aus, er habe den Täter an seinem Laufen als Ausländer erkannt. Als Italiener oder Russe. Auf die Frage, ob denn Italiener anders laufen als Schweden oder Nor-

Der zweite Teil des Dramas

Am 31. Mai 1921 begann in Dedham der Prozeß gegen Sacco und Vanzetti wegen des Raubüberfalls in South Bintree. Richter Webster Thayer leitete auch dieses Verfahren. Staatsanwalt war auch diesmal Mister Katzmann. Während der sieben Wochen, die der Prozeß dauerte, blieb der Gerichtsort einem Heerlager. Staatstruppen und Polizei bewachten das Gerichtsgebäude. Die Besucher der Verhandlung wurden nach Waffen durchsucht. Die beiden Angeklagten saßen in einem eisernen Käfig, bewacht von Kriminalbeamten. Viermal am Tag mußten sie sieben Wochen lang unter schwerer Bewachung den Weg vom Gefängnis zum Gerichtssaal und zurück Spießruten laufen. Sie wurden angegafft wie wilde Tiere. Für die Öffentlichkeit stand das Urteil schon am ersten Tag fest. Auch für den Obmann der Geschworenen. Dieser sagte einem Bekannten noch vor Beginn der Verhandlung: „Verdammt, hängen müssen sie auf alle Fälle.“

Doch dieser Prozeß ging nicht mehr so lautlos über die Bühne wie der erste. Ein Verteidigungskomitee hatte sich gebildet. Überall im Land wurde Geld gesammelt. Ein verdienter Arbeiteranwalt übernahm die Verteidigung. Die Presse nahm wachsenden Anteil am Prozeß, und viele bekannte Zeitungen hatten ihre Berichterstatter nach Dedham entsandt. Schon nach kurzer Zeit war selbst den Journalisten bürgerlicher Zeitungen klar, daß hier kein faires Verfahren stattfand. In Dedham herrschte die Klassenjustiz.

Immer wieder versuchte der Staatsanwalt, die politischen Auffassungen der Angeklagten herauszufordern, um so die Geschworenen negativ zu beeinflussen. Hochgespielt wurde auch die für die Anklage völlig nebensächliche Tatsache, daß die beiden 1917 nach Mexiko geflohen waren, statt in den Krieg zu ziehen... Und die Beweise? Von 33 Zeugen, die erschienen, waren 7 nicht in der Lage, über die Teilnahme Saccos und Vanzettis am Raubüberfall etwas auszusagen. 22 Zeugen sagten zugunsten der Angeklagten aus. Nur 4 Zeugen identifizierten Sacco als den Mörder, von denen 2 später ihre Aussagen widerriefen und einer als völlig unglaubwürdiger Verbrecher entlarvt wurde. Nur einer bestand auf seiner Aussage.

Dagegen konnte sowohl Sacco als auch Vanzetti den Nachweis erbringen, daß sie zur Zeit des Verbrechens an anderen Orten waren. Sacco war zur Tatzeit, was einige Leute bestätigten, auf dem italienischen Konsulat in Boston. Vanzetti hatte zu dieser Zeit Fische verkauft. Dafür fand sich später sogar ein schriftlicher Beweis. Alle diese Argumente der Verteidigung blieben jedoch unbeachtet. Am 13. Juli 1921 verkündeten die Geschworenen nach fünfständiger Beratung das Urteil: Schuldig des Mordes im ersten Grad. Darauf stand nur eine Strafe: Tod durch den elektrischen Stuhl. Vanzetti rief in den Saal: „Sie töten unschuldige Menschen!“

Der Kampf um die Gerechtigkeit

Diese Meinung teilten auch viele Beobachter. So schrieb die Zeitung 'MM America' aus Boston: „Die Beweise scheinen uns wenig überzeugend zu sein, und wir hören, daß fast alle Journalisten, die dem Prozeß beiwohnten, darin übereinstimmen, daß der Schuldspruch nicht gerechtfertigt ist.“

Nun begann ein endlos zäher und verbissener Kampf um das Leben der Verurteilten. Bis zum Oktober 1923 wurden fünf verschiedene Anträge zur Wiederaufnahme des Verfahrens bei Richter Thayer eingereicht. Im Oktober 1924 kam der Bescheid: Ablehnung! Am 12. Mai 1926 entschied der oberste Gerichtshof des Bundesstaates Massachusetts, daß das Urteil, richtig oder falsch, aufrechterhalten werden müsse, ohne Rücksicht darauf, ob sich Richter Thayer geirrt habe oder nicht. Der Prozeß sei, und nur das könne beurteilt werden, formell korrekt geführt worden.

Während die Juristen sich stritten und lange Dokumente schrieben, warteten die Verurteilten im Gefängnis. Sacco litt darunter besonders. Ihm fiel die Trennung von seiner Familie sehr schwer. Zu Hause warteten zwei Kinder auf ihn. Eine Tochter war während seiner Haft geboren worden. In einem Brief schrieb er: „Ich sitze in diesem Loch lebendig begraben. Doch ich will leben, für die Menschheit, für die Solidarität und Brüderlichkeit. Ich will leben, um Freiheit und Gerechtigkeit für uns alle zu erkämpfen!“

Vanzetti machte während dieser Zeit Studien und schrieb Artikel für die Arbeiterzeitungen und viele Briefe an Freunde. In einem heißt es: „Ich bin unschuldig. Ich habe keinen Tropfen Blut vergossen oder auch nur einen Cent gestohlen. Meine Gedanken sind andere als die der meisten Menschen. Aber ist das ein Grund uns zu töten? Ich wünsche mit meinem ganzen Sein, daß jedes menschliche Wesen an dem sozialen Reichtum teilhaben soll, da er die Frucht der Arbeit aller ist. Das heißt aber nicht, daß ich einen Straßenraub begehen würde...“

Was nutzte es, daß sich in der Zwischenzeit Beweise fanden, daß eine Gangsterbande und nicht Sacco und Vanzetti den Überfall verübten? Für Richter Thayer war das kein Grund, seine Meinung zu ändern.

Noch nie hatte die Öffentlichkeit solch leidenschaftlichen Anteil an einem Prozeß genommen. Angesehene Zeitungen kritisierten Verfahrensweise und Urteil. Menschen aller Bevölkerungskreise ergriffen für Sacco und Vanzetti Partei. Der spätere Bundesrichter Felix Frankfurter lieferte in einem Buch den Nachweis, daß die Schuld der Angeklagten unbewiesen sei.

Am 9. April 1927 wurde den beiden Angeklagten im Gerichtssaal von Dedham mitgeteilt, daß sie zum Tod durch den elektrischen Stuhl verurteilt sind. Die Hinrichtung sei am 10. Juli des Jahres. Das Schlußwort von Bartolo Vanzetti gehört zu den erschütterndsten Ansprachen, die je vor einem Gericht gehalten wurden. Hier ein Auszug:

„Ich bin nicht nur an den beiden Verbrechen unschuldig, sondern ich habe mein ganzes Leben dafür gekämpft, das Verbrechen aus der Welt zu schaffen. Ich hatte es nicht nötig, einen Menschen zu töten und zu berauben. Ich habe von meiner Hände Arbeit gut gelebt... Dieser Prozeß hat gezeigt, daß es auf der ganzen Welt keinen zweiten Richter gibt, der so vorurteilsvoll, so grausam und so

feindselig handeln konnte, wie Sie gegen uns gehandelt haben. Sie waren von Anfang an gegen uns voreingenommen. Noch bevor Sie uns erblickten, wußten Sie, daß wir Radikale sind. Der Prozeß gegen uns fand in einer Zeit statt, in der eine Hysterie des Hasses gegen Leute, die sich zu unseren Anschauungen bekennen, herrschte. Gegen Ausländer und Drückeberger. Ich werde verfolgt, weil ich ein Radikaler bin – nun wohl, ich bin

von angesehenen Bürgern des Staates. Die Hinrichtung wurde auf den 10. August verschoben.

Am 1. August wurden Sacco und Vanzetti in die Todeszelle des Gefängnisses Charlestown überführt. In der Nacht zum 3. August gab Fuller seine Entscheidung bekannt: Das Urteil wird vollstreckt.

Zorn und Empörung erschütterte die Menschen. In New York traten mehrere hunderttausend Arbeiter in den Streik.

Professoren und Politiker versuchten den Gouverneur umzustimmen. Selbst der Papst schickte eine Botschaft. Waschkorbweise gingen die Telegramme und Briefe ein. Sie wurden nicht gelesen, es stand in allen ja dasselbe.

Die Verteidigung, verstärkt durch eine Reihe der besten Rechtsanwälte des Landes, arbeitete Tag und Nacht. Als der 22. August kam, waren alle juristischen Möglichkeiten erschöpft. Die



Festnahme von Demonstranten gegen die Hinrichtung Saccos und Vanzettis

ein Radikaler. Ich habe gelitten, weil ich Italiener bin – nun wohl, ich bin ein Italiener. Ich litt mehr um des Schmerzes meiner Familie und meiner Freunde willen, als um meiner selbst. Und doch bin ich von meinem Recht überzeugt. Hätte ich zwei Leben, Sie müßten mich zweimal umbringen, denn ich würde doch wieder das tun, was ich in diesem Dasein getan habe.“

Weltprotest gegen Mord!

Was nun folgte, war einmalig in der Geschichte der Menschheit. Eine Welle von Telegrammen und Protestbriefen überflutete die Büros des Gouverneurs, des Präsidenten der USA und der Botschaften und Konsulate. Arbeiterorganisationen in allen Teilen der Welt forderten Wiederaufnahme des Verfahrens. Vereinigungen von Rechtsanwälten und Wissenschaftlern, Schriftstellern und Politikern warnten vor der Vollstreckung des Urteils. Millionen bangten um das Leben zweier Italiener. Bischöfe und Geistliche schlossen sich dem Protest ebenso an wie Farmer und Kaufleute. Aus Berlin kam ein Protesttelegramm, das von allen Gewerkschaftsführern unterschrieben war, die dem Deutschen Reichstag angehörten. Der Name von Stegerwald und Brüning stand neben dem von Aufhäuser und Lemmer. Gouverneur Fuller erklärte sich bereit, über ein Gnadengesuch zu entscheiden. Zu seiner Beratung berief er ein Gremium

In Paris gingen 30000 Menschen auf die Straße. In Argentinien, Mexiko und Uruguay wurde der Generalstreik ausgerufen. Vor den Botschaften der USA in Berlin, Wien, Madrid, Ottawa, Lissabon, Tokio und Stockholm stauten sich die Massen. Die Nationalversammlungen von Argentinien und Uruguay baten geschlossen um Begnadigung. In vielen Städten kam es zu Zusammenstößen mit der Polizei. In Boston zogen Hunderte Menschen schweigend vor dem Regierungspalast auf und ab. Tag für Tag wurden Hunderte von ihnen verhaftet, aber die Reihen wurden dadurch nicht gelichtet.

Während dieser Zeit spielte Richter Thayer auf seinem Sommersitz Golf. Am 10. August hatte sich Fuller zur Beratung zurückgezogen. Die Journalisten belagerten das Gebäude. Es wurde Nacht. Gerüchte schwirrten durch die Stadt. Im Gefängnis wurde der Todesstuhl überprüft. Die Frau Saccos erhielt die Nachricht, sie solle sich zum Empfang des Leichnams bereithalten. Dann endlich, 36 Minuten vor dem festgesetzten Hinrichtungstermin, wurde mitgeteilt: Die Hinrichtung wird auf den 22. August verschoben.

Was in den darauffolgenden Tagen geschah, läßt sich nur sehr schwer schildern. In fast allen Ländern fanden große Demonstrationen statt. Die Weltpresse brachte die Nachrichten aus Boston auf den ersten Seiten. In Boston versammelten sich Tausende zur Totenwache.

Welt blickte voller Entsetzen nach Boston. Die Stadt glich einer belagerten Festung. Das Gefängnis war hermetisch abgeriegelt. Auf den Dächern hatte man Maschinengewehre postiert. Eine unübersehbare Menschenmenge drängte sich vor den Absperrungen und starrte versteinert auf das Gebäude, in dem das Furchtbare geschehen sollte. Die Kette der Bittsteller riß nicht ab. Auch die Schwester Vanzettis und die Frau Saccos sprachen bei Fuller vor. Er hörte sie an und verabschiedete sie.

Um Mitternacht war es dann soweit. Sacco starb um 0.19 Uhr, Vanzetti 7 Minuten später. Die Menschen wollten die Nachricht nicht glauben. So unfaßbar schien es ihnen. Als die Leichen der beiden Ermordeten aufgebahrt waren, zogen drei Tage und drei Nächte lang die Trauernden an ihnen vorbei. Als man sie zu Grabe trug, säumten 300000 Menschen die Straßen. Vanzettis letzte Worte waren gewesen: „Ich möchte nur sagen, daß ich niemals ein Verbrechen begangen habe, aber wohl manchmal eine Sünde. Ich bin ein unschuldiger Mensch. Ich verberge den Leuten, was sie mir jetzt antun...“

Horst Roos

Fotos: Archiv Gerstenberg

Hintergründe der Unruhen in den USA

Von Gerhard Amendt

Unser Artikel, der vor Ausbruch der Unruhen in den USA geschrieben wurde, beleuchtet die Hintergründe.

Was mögen die Ursachen sein, die einen jungen Neger in Chicago Southside oder im New Yorker Harlem zum Verbrecher machen: zu einem gewissen Rauschgiftändler, zum Mitglied einer brutalen Gang, zum Zuhälter, zum Einbrecher oder auch zu einem bedauernswerten Rauschgiftsüchtigen, der vom Diebstahl seinen täglichen Bedarf an Heroin oder Kokain finanziert.

Blättert man in der Autobiographie des amerikanischen Bürgerrechtskämpfers Malcolm X, der erschossen wurde, als er begann, die amerikanischen Neger zur gemeinsamen Aktion zu rufen und die Struktur der Gesellschaft für den Rassismus verantwortlich zu machen – blättert man in seiner Autobiographie, so wird recht bald deutlich, was den Weg zur Kriminalität eines jungen Negers fast wie eine Selbstverständlichkeit erscheinen läßt.

Es ist das Elend der schwarzen Gettos, die unmenschlichen Lebensbedingungen in überfüllten und übelriechenden Slumwohnungen, die ihre Verlängerung auf überfüllten Straßen finden und das Leben unerträglich machen. Es ist das Elend der gesellschaftlichen Isolierung und die Beschränkung der Bewegungsfreiheit auf die überfüllten Gettoquartiere. Es ist das Bewußtsein, als minderwertig betrachtet und behandelt zu werden, und die Hoffnungslosigkeit, je aus diesem Elend zu entkommen, das den einzelnen zur Anpassung zwingt, wenn er sich nicht der völligen Isolation hingeben will. Unter den Bedingungen des Slums muß sich alles zum Schlimmsten wenden, denn die Gettos sind einem sorgsam bewachten Geschwür vergleichbar, das alles auffrißt und zerstört, was sich ihm nicht entziehen kann, das trotz lindernder Injektionen immer häufiger seine gefährlichen Metastasen über die Gettos hinaus schleudert und seine zerstörerischen Kräfte enthüllt.

Es hat lange gewährt, bis Amerika sich der Armut und des Elendes seines Landes bewußt wurde. Aber wenn Amerikaner sich mit der Armut auseinandersetzen, dann neigen sie dazu, die Opfer der Gesellschaft für Elend noch haftbar zu machen. Im Namen des American Way of Life – jener kühnen Mär, die die Kräfte des einzelnen als die Voraussetzung seines Glückes preist, wird den ohnehin schon Leidenden noch vorgeworfen, daß sie ihr Kräftepotential und ihre intellektuellen Fähigkeiten, die sie voranbringen würden, nicht einsetzen. Und sie sagen es getrostens Herzens dem armen Weißen als auch dem armen Schwarzen, der täglich von der vergeblichen Stellensuche müde nach Hause kommt oder es nach Jahren als vergeblich aufgegeben hat. Dem Neger wird obendrein noch vorgeworfen, daß eben seine von der Natur gegebene Minderwertigkeit, seine Faulheit, seine Unmoral und Dummheit ihn an jeder Form des Fortschrittes auch fürderhin hindern würden.

Und dieses in den feinsten Schattierungen vorgetragene und verbreitete Argument brächte nur wenige in Verlegenheit, wenn man höflich um den Nachweis dieser Behauptung bitten würde. Sie würden wiedergeben, was sie in der Presse gelesen haben: daß die Slums Umschlagplätze für den Rauschgifthandel seien

und das Zentrum der Rauschgiftspelunken, daß die Zahl der strafbaren Handlungen, die von Negern begangen wurden, zum Teil absolut, aber immer relativ höher seien als die der weißen Bevölkerung. Und sie würden die Zahlen aus dem Bericht des amerikanischen Bundeskriminalamtes – sagen wir für den Zeitraum 1964–1965 – zur Erhärtung ihrer Behauptung zitieren. Da würde sich zeigen, daß in dem erwähnten Zeitraum 3041 Morde von Negern begangen wurden, aber nur 2310 von Weißen, 3651 Vergewaltigungen von Negern gegen 4321 von Weißen, 52176 Einbrüche von Negern gegen 113624 von Weißen. Mit gleicher Anschaulichkeit ließen sich die Zahlen für weitere Delikte zitieren.

Und was den Beweis der Unmoral angeht, so läßt sich den Statistiken ebenfalls einiges entnehmen, was die eigene These stützt – auch wenn unter der Hand Ursache und Wirkung verwechselt oder absichtlich unterschlagen werden, soweit



es einige Zeitungen betrifft, die der materiellen Ausbeutung das Rückgrat noch stärken wollen durch den Nachweis, daß die Neger unwürdig jeglicher Besserstellung seien und sich im übrigen sogar wohl fühlen in der augenblicklichen Lage. Der Beweis der vermeintlichen Unmoral erscheint durch den Nachweis erbracht, daß ein Viertel aller verheirateten Negerfrauen von ihren Männern geschieden oder getrennt leben. Die Zahl der unehelichen Geburten stieg von 16,8% auf 23% im Zeitraum von 1940 bis 1964. Die Scheidungsrate hat sich verdoppelt. Und die Entwicklung innerhalb der Negerbevölkerung war hier immer schneller als in der weißen Bevölkerung.

Es gehört zur Szenerie der amerikanischen Diskussion über die steigende Kriminalitätsrate, daß sie einmal, wenn auch nicht von allen, so doch von vielen, als Ausdruck rassistischer Minderwertigkeit interpretiert wird, eben dann, wenn es um die Neger geht, und zum anderen als bedauerliche Erscheinung hochindustrialisierter Nationen, wenn es um den Anstieg der Kriminalitätsrate innerhalb der weißen Bevölkerung geht. Der undifferenzierte Begriff der Zeiterscheinung spukt dann in den Köpfen. Was sich dahinter verbirgt, bleibt unklar und dunkel. Die offenbare Ungereimtheit, nämlich einmal den Anstieg der Kriminalität auf rassistische Minderwertigkeit und noch mehr auf Unmoral zurückzuführen und

zum anderen überhaupt nicht zu erklären, wird der mit Vorurteilen belastete, wenn er auf diesen Widerspruch hingewiesen wird, unwirsch zur Seite schieben und sich ärgerlich gegen eine klärende Diskussion wehren. Und im Geheimen weiß er auch warum! Denn läßt er sich auf eine Auseinandersetzung ein, so wird er kurz über lang zugestehen müssen, daß andere als vermeintlich rassistische Gründe den Hintergrund für das steile Ansteigen der Kriminalitätsrate in der Negerbevölkerung bilden.

Er wird zugestehen, daß Umwelteinflüsse die ausschlaggebenden Faktoren sind: der Mangel an guten Bildungsstätten, das Leben in überfüllten Wohnungen und vor allem die Arbeitslosigkeit, die Armut über die Neger bringt und zu allem Hohn noch die Shopping Centers in den Gettos verdorbene Lebensmittel zu überhöhten Preisen verkaufen läßt. Der gute Wille allein sich aus dem Elend zu befreien, hilft da nicht. Der einzelne ist

viel Aufwand am Leben erhalten wird, geht in den Gettos unbeachtet zugrunde: nämlich die Familie. Was verwundert unter den Bedingungen des auferlegten Elends und der Unmündigkeit weniger, als der Anstieg von Scheidungen, von strafbaren Taten und ganz besonders von Rauschgiftsüchtigen.

Es war ganz besonders die amerikanische Jugend, die während der letzten Jahre durch unvorstellbare Anstrengungen versuchte, dem Elend Schranken zu setzen. Die Wählerregistrierung im Süden ist der sichtbarste Beweis. Aber selbst unter den günstigeren Bedingungen der fortschrittlichen Bürgerrechtsgesetze und dem größten ökonomischen Boom der amerikanischen Geschichte blieben ihre Bemühungen erfolglos.

Getrieben vom Bedarf eines großen Krieges, wurde in Amerika die Arbeitslosenziffer nach unten gedrückt. Selbst jene, die sich nicht mehr als Arbeitslose hatten registrieren lassen, weil sie die Hoffnung aufgegeben hatten, je eine Arbeitsstelle wieder zugewiesen zu bekommen, selbst jene durften wieder Geld verdienen.

Aber eine Ausnahme gibt es: die Neger! Inmitten des größten wirtschaftlichen Aufschwungs wird ihr Elend noch größer und die Trostlosigkeit noch unfaßbarer. Die Arbeitslosigkeit steigt, und amerikanische Regierungsstellen stehen dieser Entwicklung hilflos gegenüber. Zu einer Zeit, da fortschrittliche Gesetze die Rassendiskriminierung beenden sollen, das Wahlrecht der Neger garantiert wird und widerspenstige Staaten im Süden des Landes durch Sanktionen zur Aufgabe rassistischer Praktiken gezwungen werden und die amerikanische Öffentlichkeit wohl zum erstenmal seit hundert Jahren wieder in ihrer Mehrheit sich der Garantien der Verfassung erinnert und die Wohlgesonnenen das Elend der Neger beenden wollen, verschlimmert sich deren Los. Die Arbeitslosenrate der Neger bleibt beim allgemeinen Aufblühen der Wirtschaft nicht nur konstant, sondern sie erhöht sich sogar noch obendrein. Sie ist zweimal so groß wie die Rate der weißen Bevölkerung, und für jugendliche Neger erreicht sie die schwindelerregende Höhe von beinahe 30%. Es ist nicht nur eine Frage der mangelnden Ausbildung, die die Neger an der Teilhabe der augenblicklichen wirtschaftlichen Aufwärtsbewegung ausschließt, sondern vielmehr das Ergebnis vergangener und noch fortwährender Rassendiskriminierung in allen Bereichen der Gesellschaft. So ist die Isolierung von Negerkindern in den Schulen nach 13jähriger Entscheidung des Obersten Gerichtes Amerikas nicht besser, sondern ebenfalls schlimmer geworden. Welcher Anstrengungen bedarf es in Wirklichkeit, um die Neger aus ihrem Elend zu befreien? Ist die bis jetzt geübte Praxis ausreichend, nach der Negerführer mit hohen Regierungsbeamten verhandeln und Zugeständnisse für die Neger zu erreichen versuchen? Oder bedarf es der Massenbewegung und solidarischen Aktion der Armen, die sich nehmen, was ihnen trotz aller Hilfsbereitschaft nicht zugestanden werden kann! Die Politisierung der noch politisch desinteressierten Neger hat unter der Führung der jungen Generation begonnen, und es wird nicht eine Massenbewegung der armen Schwarzen allein sein, sondern eine gemeinsame Aktion mit den armen Weißen. Das ist es, was „schwarze Macht“ bedeutet und was Amerika so sehr fürchtet.

hilflos gegen die Verhältnisse, in die er gepreßt wird.

Was sich hinter der raschen Aufwärtsentwicklung der Kriminalität und der Scheidungsrate verbirgt, wurde an Hand einer Untersuchung des Weißen Hauses enthüllt. Nämlich, „daß die Negerfamilie in den städtischen Gettos zusammenbricht“.

Dieser nüchterne Satz enthüllt die Folgen des Gettolebens. Die Folgen der ökonomischen Ausbeutung und der psychologischen Mißhandlung, die sich heute in der Negerbevölkerung als ein permanenter Zustand der Minderwertigkeitsgefühle manifestieren, und der Mangel an Gelegenheit, Gemeinschaftswesen zu entwickeln, all das hat dazu beigetragen, die Negerfamilie zu zerstören. Unter diesen Belastungen verlor die Negerfamilie all ihre Erziehungsfunktionen. Es findet keine familiäre Erziehung mehr statt. Die Jugendlichen wachsen auf unter dem Einfluß bereits verdorbener Jugendlicher, und da besteht kaum eine Chance, sich dieser Kontinuität zu entziehen. Wer den Straßengang nicht fördert, der stört ihn und wird so lange verfolgt und gepeinigt, bis er ebenfalls ihm beitrifft und dann in stetiger Feindschaft mit anderen Jugendlichen lebt und obendrein vor der Polizei auf der Hut sein muß.

Die Institution der Familie zerfällt in den schwarzen Gettos. Und was in der weißen Gesellschaft Amerikas mit

Büchergilde Gutenberg bringt im III. Quartal



Wilhelm Pferdekamp:
Die Indianerstory
320 Seiten mit 4 ganzseitigen Abbildungen und 25 Zeichnungen und Vignetten im Text, 7,90 DM

Pferdekamp beherrscht vortrefflich die schwere Kunst, Forschungsergebnisse der Wissenschaft aus nüchternen Fakten in faszinierende Geschichten zu verwandeln. Der Autor nimmt sich all jene Rätsel vor, die die Indianer bis heute uns Europäern aufgegeben haben, er berichtet, wieweit es den verschiedenen Zweigen der modernen Wissenschaft gelungen ist, diese Rätsel zu lösen.

Ausgehend von der Frage über die Herkunft der Indianer, werden die Kulturen der großen Indianerreiche in Süd- und Mittelamerika durchforscht. Man lernt begreifen, daß die großartigen zivilisatorischen und kulturellen Leistungen der Mayas, Inkas und Azteken ohne die Kultivierung der Maispflanze, welche Vielzahl von Früchten und Pflanzen das alte Europa den Indianern verdankt. Eindrucksvoll wird beschrieben, welche unersetzten Verwendungszwecke die Indianer für den Tabak wußten.

Hier ist ein Musterexemplar eines guten Sachbuches: spannend, genau in seinen Fakten, informativ in seiner Darstellungsweise, reich in seinem Wissen und erzählt von einem Sachkenner, der aus einer langjährigen Forschungserfahrung spricht und zu einem großen Abenteuer einlädt.

Wolf Biermann: Die Drahtarme
Balladen, Gedichte, Lieder
(Mit Notenbeispielen des Autors)
Bedruckter Ganzleinenband, 80 Seiten
4,90 DM

Er sang freche und traurige Lieder zur Gitarre und geriet ins Schußfeld des Kalten Krieges. 1953 war er nach Ost-Berlin gegangen, siebzehn Jahre alt. In der Bundesrepublik hatte er nicht gefunden, was er suchte. Drüben baute man am Sozialismus, doch man hatte etwas dagegen, daß ein zorniger junger Philosophiestudent sang, was er wirklich dachte. Wolf Biermann bekam Beifall. Beifall auch von der falschen Seite. Die gleichen, um derentwillen er die Bundesrepublik verlassen hatte, vergossen jetzt Krokodilstränen über sein Schicksal und verschlimmerten es so. Doch Biermann sang, was er zu sagen hatte. Mit seiner heiligen Unverschämtheit sang er sich ins

Herz der Jugend, im Westen wie im Osten.

Wolf Biermann schweigt. Aber seinen Liedern kann man den Mund nicht verbieten. Wenn Poesie, wie Pierre Emmanuel einmal sagte, „heiße Vernunft“ ist, dann ist Biermann ein wahrer Poet. Für ihn ist Freiheit kein Thema für Sonntagsreden, und Sozialismus ein Humanismus der Tat.

Lois Crisler:
Wir heulten mit den Wölfen
276 Seiten mit einer farbigen und 34 schwarzweißen Abbildungen
8,80 DM

Das Ehepaar Crisler verbrachte anderthalb Jahre hoch im Norden von Alaska in inniger Freundschaft mit Wölfen. Lois Crisler beschreibt den Charakter der Wölfe in der amerikanischen Arktis: „Sie sind mutig und zähmbar, ernst und doch fröhlich und haben eine geniale Begabung für die Liebe... Wölfe besitzen die Eigenschaften, die man braucht, um mit anderen in Frieden zu leben.“

Daß das keine sentimental Äußerungen einer verschrobene Tiernärrin sind, wird uns aus berufenstem Mund im Vorwort bestätigt, das der berühmte Verhaltensforscher Konrad Lorenz zu dem Buch schrieb. Eine gültige Empfehlung für ein ungewöhnliches Buch. Am Rande seien noch die außergewöhnlichen Fotos dieses Bandes erwähnt.

Paul Herrmann:
Träumen, Wagen und Vollbringen
Das Abenteuer der neuen Entdeckungen
446 Seiten mit 130 Abbildungen und 42 Karten, 12,80 DM

In „Sieben vorbei und acht verweht“ hatte Paul Herrmann das Abenteuer der frühen Entdeckungen beschrieben. Mit dem 15. Jahrhundert war eine neue Epoche angebrochen. Die Welt hatte sich erweitert. Die Taten Heinrichs des Seefahrers hatten den Sinn der Menschen ins Weite gerichtet. „Macht Euch die Erde untertan!“ steht in der Heiligen Schrift, und sie schickten sich an, diesen Befehl auszuführen. Wohin Abenteuerlust und Forschergeist sie trieben, sie kamen als Eroberer: Pioniere und Kolonisatoren, Missionare und Kaufleute im besten Fall, Soldaten und Goldräuber im schlimmsten. Sie errichteten die Herrschaft der Europäer über jahrtausendealte fremde Kulturen wie über exotische Naturvölker.

Sie folgten den Fischeschwärmen bis ins nördliche Eismeer, sie durchquerten auf der Suche nach edlen Pelztieren das unwirtliche Sibirien, versuchten den nördlichen Seeweg nach Asien zu erzwingen, zogen den Lauf urweltlicher Dschungel Flüsse entlang, um eine sagenumwobene Quelle zu finden. Die höchsten Gipfel und die gefährlichsten Wüsten schreckten sie nicht ab. Sie überwinterten in Nacht und Eis, um den Nord- oder Südpol zu erreichen; sie entdeckten einen neuen Kontinent – und machten eine Sträflingskolonie aus ihm.

Paul Herrmanns Bericht, mit zahlreichen zeitgenössischen Illustrationen, stellt sich neben sein früheres Buch in der souveränen Beherrschung und packenden Behandlung des Stoffes. Ein unterhaltendes, informationsreiches Werk für Erwachsene und junge Menschen.

Michael Farrell:
Unter dem Jägermond
Ganzleinen mit Schutzumschlag
680 Seiten, 12,80 DM

Martin erlebt eine glückliche Kindheit; Mes wird viel gesungen, viel gelacht, viel gebetet. Martin fängt erst auf dem Gymnasium an, über sich nachzudenken, und er weiß noch keineswegs, was er will, als in Dublin der Aufstand der irischen Freischärler losbricht. Fortan ist sein Leben mit dem Schicksal Irlands verknüpft. Der unbarmherzige Bürgerkrieg greift auch in den letzten privaten Bereich ein. Martin verliert seinen Glauben an Gott, er verliert, weil ihm die Sache Irlands wichtiger zu sein scheint, auch sein Mädchen Millie. Aber dann geht Martin doch seinen eigenen Weg: Zwischen der Idylle seiner Kindheit und der oft unmenschlichen Gegenwart sucht er ein Leben zu verwirklichen, das die besten Tugenden des alten Irland – die Toleranz, die Menschlichkeit und die Güte – in eine neue Zeit hinüberrettet.

Yasunari Kawabata:
Kyoto oder Die jungen Liebenden
in der alten Kaiserstadt
Ganzleinen mit Schutzumschlag
248 Seiten, 6,80 DM

Chiëko, die zarte, ein wenig fragile Adoptivtochter aus dem traditionsreichen Handelshaus Sata, begegnet eines Tages einer Doppeltgängerin und erfährt, daß dies ihre Zwillingsschwester ist. Die beiden Schwestern werden Freun-

dinnen. Chiëko erfährt dadurch auch die Wahrheit über ihre ärmliche Herkunft. Vorübergehend verwirren sich ihre Gefühle, aber das Jahr klärt sie wieder. Am Ende haben beide Mädchen auch den Lebensgefährten gefunden.

Das ist freilich nur der Vordergrund des Romans. Dahinter spürt man die pflanzenhaft stille Lebenskraft der Stadt Kyoto und ihrer Menschen, das Fortleben der Tradition neben der ständigen inneren Erneuerung. Das Handelshaus Sata wechselt durch die Heirat Chiëkos in jüngere Hände über. Der junge Mann vereinigt in sich Ehrfurcht vor dem Alten mit Energie, die sich an Neuem entzündet. Thema des Romans ist so die „Koexistenz“ des alten Kyoto mit dem neuen.

Curt Goetz / Valérie von Martens:
Die Memoiren des Peterhans von Binningen; Die Verwandlung des Peterhans von Binningen; Wir wandern, wir wandern...
Ganzleinen mit Schutzumschlag
528 Seiten, 12,80 DM

1959 – mit 70 Jahren – ging Goetz an seine Memoiren, die lange geplanten. Denn selbstverständlich sind die „Memoiren des Peterhans von Binningen“ die seinen. Das augenzwinkernde Versteckspiel erleichtert ihm nur die Distanz zu sich selbst. Es ließ sich besser „lügen“ so – oder, um es literarisch zu sagen: Dichtung und Wahrheit brauchten nicht gar so streng auseinandergehalten zu werden. Er hatte freilich seine Bedenken. Er war, wie gesagt, 70 und hatte das Gefühl, sich beieilen zu müssen. Aber er kam dann doch nur wenig über den ersten Teil der Memoiren hinaus, bis in den Anfang des zweiten: „Die Verwandlung des Peterhans von Binningen“. Das Geheimnis dieser Verwandlung kennen wir schon: Peterhans von Binningen lüftet sein Inkognito und nennt sich von nun an Curt Goetz. Und dann nimmt ihm der Tod die Feder aus der Hand. Was nicht heißt, wir müßten auf weitere Lektüre verzichten. Valérie von Martens, die Lebensgefährtin, führt den zweiten Teil weiter und erzählt dann im dritten (unter dem Titel „Wir wandern...“) von dem selbständigen Gastspielunternehmen Curt Goetz, von der Zeit des politischen Umbruchs, den Jahren in Amerika und der Rückkehr nach Deutschland. Ein Buch der Erinnerung, anekdotenreich, von heiterem Ernst – und nicht zuletzt: Selbstporträt und Porträt eines bedeutenden Mannes.



Ulrich Haupt und Rudolf Vogel als abgedankte Kaisergardisten / Foto: H. R. Uthoff

Premiere in Recklinghausen

Das Schauspiel „Napoleon oder Die hundert Tage“, in dem der Dichter Christian Dietrich Grabbe die Zeit zwischen der Flucht Napoleons von Elba und seiner Niederlage bei Waterloo gestaltete, hat er selbst als unaufführbar bezeichnet. Sechsmal wurde es bisher aufgeführt. Eine Aufführung sah der berühmte Theaterkritiker Alfred Polgar. Er schrieb vor vielen Jahren über das Schauspiel:

„Dieses Werk von Grabbe bühnenmöglich machen heißt: ihm das Genialische austreiben. In seinen Maßen, die der Szene nicht taugen, in dem wilden Gemisch aus Epos, Drama, Lesebuch, Ballade, Geschichte, Vision, Anekdote, in der drängenden Fülle des Geschehens und der Worte, die es wie Rauch das Feuer begleiten, steckt das Großartige des Schauspiels, Ereignisse und Menschen erglühen in pathetischen Farben, die Zeit wirft mit Flamme und Getöse ihre Leidenschaften aus, vor unseren Augen

geschieht Historie (wie sie im Buche steht), in hoher Rede und Gebärde exhibieren Helden ihr Heldisches, in brennender Kurzschrift, in Schlagworten und Stichworten, wie sich's für so kriegerische Epoche geziemt, sind Chronik und Legende der Zeit ans Firmament der Bühne geschrieben.

Nimmt man dem Werk seinen Überschwang und Überschuß, also das, womit es des disziplinierten Theaters spottet, engt man die panoramische Weite seiner Bilder, kürzt den Zug der Gestalten, bändigt die schäumende, Kunst-dämme durchbrechende Sprache, kurz: lehrt man es dramatische Mores: was bleibt übrig? Ein kindlich-kindisches Spiel von Krieg und Heldentum – bei Grabbe fallen die Soldaten mit dem Ruf: ‚Ach, wie süß ist der Tod!‘ – ein Bilderbuch in lächerlich grellen Farben, Weltgeschichte, wie sie erhitzte, nach Ekstasen hungernde Knabenphantasie sich

vorstellt, Figuren, die ihre Legenden im Munde führen und ihre Anekdoten leben. Grabbes Dichtung ist Flucht aus dem kleinen, gemeinen Leben in eine überdimensionierte Welt, in der noch die Spatzen mit Adlerschwingen rauschen, die Menschen in Götter-Attitüde auf und zu ihren Tugenden und Lastern stehen, mit Posaunenreden, und als ihre Mentalität Monumentalität bekennen.“

Das war gewiß auch dem jungen Regisseur Everding bewußt, der das Schauspiel für die Ruhrfestspiele in Recklinghausen inszenierte. Mit einem imposanten technischen Aufwand wollte er dem Stück gerecht werden. Das gelang ihm noch einigermaßen im ersten Teil des Stückes, dann wurde es zum Ende nur noch ein Schlachtengemälde. Grabbe-fremde eingefügte Tupfer sollten dem Schauspiel einen pazifistischen Charakter geben, aber sie retteten die Aufführung nicht.

Aus der großen Fülle der Schauspieler, die das Schauspiel braucht, ragten heraus Agnes Fink als Herzogin von Angoulême, die für den Frieden und die Mütter und Söhne leise und eindringliche Töne fand, Leonard Steckel als Ludwig XVIII., Ulrich Haupt und Rudolf Vogel als abgedankte Kaisergardisten, Peter Mosbacher als Fouche, dem Prototyp des Intriganten, und Heinrich Schweiger, der Napoleon in seiner Macht-lüsternheit zeigte.

Die Hauptrolle hatte die Technik, mit der die Tiefe und Möglichkeiten der Bühne des Festspielhauses in Recklinghausen gezeigt wurden.

Das war gewiß zu wenig.

Hans Dohrenbusch

Schweyk und Bürger Schippel

Hanns Ernst Jäger als Schweyk und Hugo Lindinger als Fotograf / Foto: Rosmarie Pierer



Man begreift angesichts des Stückes „Schweyk im zweiten Weltkrieg“ recht gut, warum Bert Brecht, da, wo er zuletzt seinen Wohnsitz hatte, auf Mißtrauen stieß. Ein „positiver Held“ ist dieser Schweyk nun ganz und gar nicht. Er ist auch kein Revolutionär, wenigstens keiner von der Sorte, die konspirieren, agitieren, organisieren und immer treu zur Fahne stehen. Eher ist er ein Philosoph. Auf jeden Fall denkt er. Nicht in erlernten Kategorien und nach den anerkannten Gesetzen der Logik. Er denkt mit dem schlichten Menschenverstand, der seine Einsichten aus der Erfahrung gewinnt. Diese Art zu denken macht ihn immun gegen Parolen und Ideologien, macht ihn mißtrauisch und vorsichtig gegenüber den Inhabern der Macht. Er weiß, daß man sich ihnen nicht entgegenstemmen kann, er versucht, sie zu unterlaufen und mit Finten und Haken zu täuschen. Wie das manchmal halb, manchmal ganz gelingt und auch total daneben geht, das ergibt die Geschichte, die da in Szene gesetzt wurde, und die nun wiederum uns, die wir sie verfolgen, vielerlei Anlässe zum Nachdenken gibt. Über die Großen und den kleinen Mann, über die Gewalt und die List, über die Solidarität und ihre Grenzen. Und über vieles andere noch.

Wenn uns das Mitdenken mit dem Volksphilosophen Schweyk und das Nachdenken über ihn und das, was passiert, gelingen soll, darf man uns

nicht durch Lärm und Spektakel ablenken. Denn wir müssen ja jeden Satz und seinen vordergründigen und seinen hintergründigen Sinn richtig aufnehmen und reflektieren. Das war in dieser Ruhrfestspiel-Aufführung manchmal nicht ganz leicht, denn Peter Palitzsch, einst Brecht-Schüler, aber nun schon lange im westlichen Deutschland, gab beim Drumherum allzusehr der Versuchung nach, den drastischen, lauten Schaubudeneffekt zu suchen. Vielleicht hat er auch nur dem Bühnenbildner Wilfried Minks nachgegeben. Es geht bei Brecht ja immer daneben, wenn Bühnenbildner originelle Einfälle anbringen wollen. Hier hatte es außerdem die Wirkung, daß die brutale SS-Gewalt durch Panoptikus-Komik gelegentlich verharmlost wurde. Ihre Gefährlichkeit kommt am besten heraus, je nüchterner, geschäftsmäßiger sie erscheint.

Nun bringt freilich so etwas den Schweyk nicht um. Schon gar nicht, wenn Hanns Ernst Jäger ihn spielt. Er hat ihn schon oft gespielt, um so mehr ist es ihm anzurechnen, daß man nichts von Routine merkte, aber auch nichts von der Absicht, nun einen Mords-Schweyk hinzustellen. Dieser Schweyk war einfach richtig, Satz für Satz, Geste für Geste; ob er nun mit den Gewalthabern klug debatierte oder mit dem gemausten Hunderl promenierte. (Übrigens hatte das Hunderl, der weiße Spitz, seine Wurst verdient.) Ursula von Reibnitz gelang es

meistenteils, ihr Temperament, das auf andere Entladungen aus ist, als sie in der Wirtinnen-Rolle stecken, zu zügeln. Der unglücklich verfressene Fotograf Maloun ist keine Komikerrolle, und insofern war Hugo Lindinger hier nicht ganz am rechten Platz. Gut die beiden Dienstmädchen (Karin Mitterhauser und Anneliese Betschart); präzise gezeichnet der Gestapo-Agent Peter Kners. Die Songs kamen gut. Musikalische Leitung: Hans Schneider. Im ganzen war alles etwas zu präntiös. Weniger wäre mehr Brecht gewesen.

Auch wenn das hundertfache Relief-Porträt des Bundespräsidenten im Bühnenhintergrund dank des Einspruchs der Vorsitzenden des Aufsichtsrats der Ruhrfestspiele „verhüllt“ war, konnte der Gedanke, daß die Hicketiers und Kreys, aber auch die Schippels, keineswegs nur noch historische Figuren sind, sondern mit anderen Relikten des „juste milieu“ hier und heute und keineswegs als Raritäten vorkommen, nicht ausbleiben. Daß wir ihrer immer eingedenk bleiben, dafür sorgt schon das Fernsehen, wenn es hin und wieder Staatsempfänge auf Schloß Brühl zeigt. Vielleicht ist das Fernsehen sogar daran schuld, daß uns heute kein Sternheim das bürgerliche Heldenleben in Musterexemplaren vorführt; die fotografierte Wirklichkeit ist für alle nicht ganz Naiven Komödie genug. Der Leidtragende ist lediglich das Theater, dem Stücke und

Figuren, die so prächtig decouvrieren und sich zudem so gut spielen lassen, heute versagt bleiben.

Das Gastspiel der Berliner Freien Volkshalle bereitet drei Stunden ungetrübtes Vergnügen. Die Inszenierung Hansjörg Utzeraths läßt die guten Bürger mit ihrem Staatsdünkel, ihrer Sentimentalität, ihren Katzbuckeleien nach oben und ihren Fußritten nach unten bis ins letzte Detail getreu auf der Bühne erscheinen. Dazu taten H. W. Lennweit, der das Stück ausstattete, und Herbert Baumann, der das Singen und Musizieren einstudierte, mit Akribie und Liebe das Ihrige. Und jede Rolle stimmt. Dieser Hicketier Wolfgang Wahls hat wirklich „das Lapidare“. Die Thekla Maria Emos erscheint in allen Varianten, einmal als Wunschnaid aus dem Wagner-Album, ein andermal als wohlherzogenes Mädchen aus gutem Haus, das genau weiß, wann es errötend aus dem Zimmer laufen muß. Und Uwe Friedrichsen spielt die Neurotik des Ausgeschlossenen und die Haltung des Arrivierten gleichermaßen überzeugend. Das Publikum genoß den Spaß. Vielleicht hat der eine oder andere bewußt oder unbewußt über sich selbst gelacht. Die Berliner Gäste bekamen herzlichen Beifall.

Cato

Ein Pole bekam den Goldenen Bären

Cathérine Duport und Jean-Pierre Léaud

Anmerkungen zu den XVII. Internationalen Filmfestspielen in Berlin

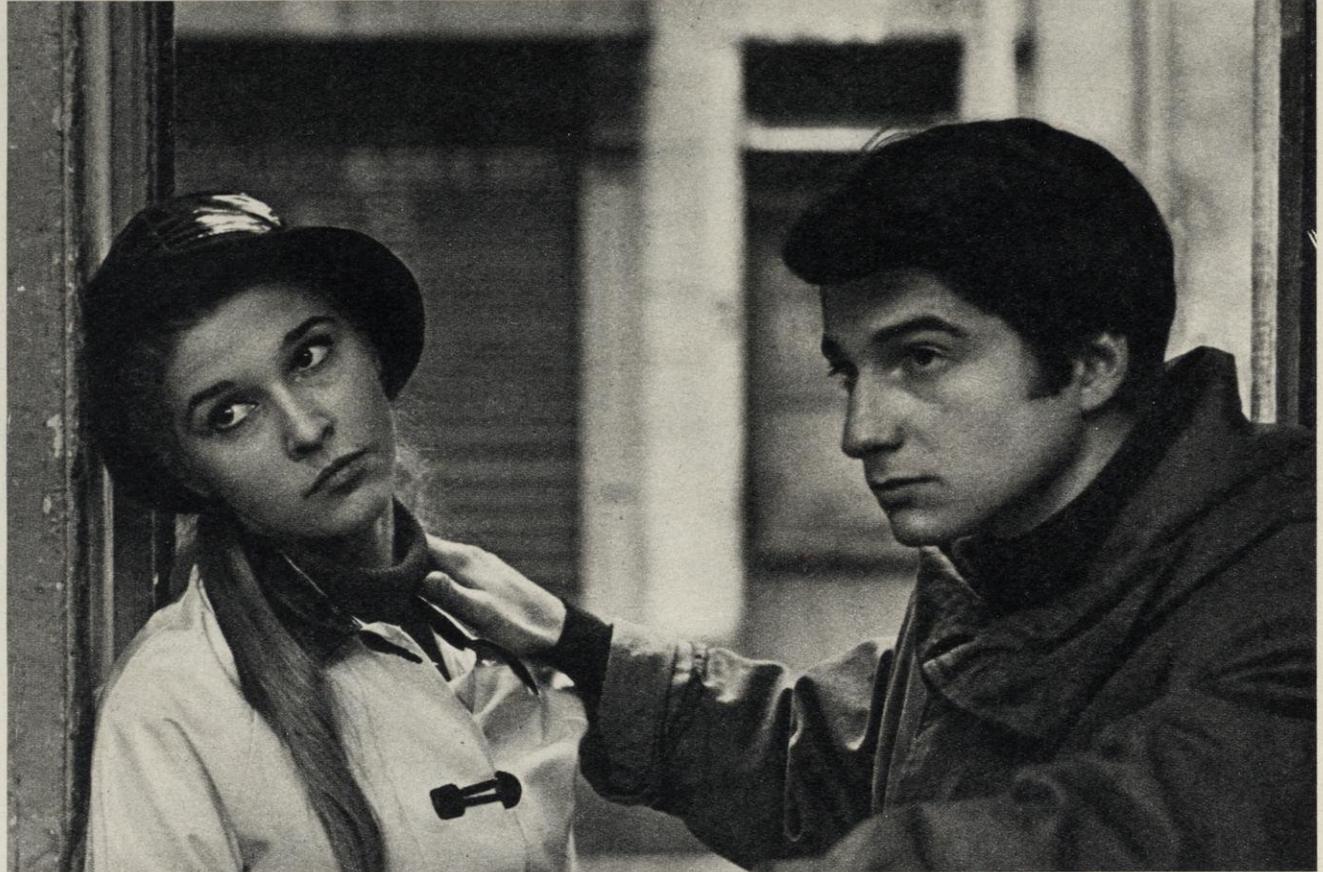
Im vergangenen Jahr erhielt der polnische Regisseur Roman Polanski für seinen in England produzierten Film „Wenn Katelbach kommt“ den Großen Preis der Berlinale. Diesmal ging der Goldene Bär wieder an einen Polen, an Polanskis Warschauer Kollegen und Freund Jerzy Skolimowski, das jüngste und begabteste Regie-As an der Weichsel. „Le Départ“ heißt der Film, den Skolimowski – erstmals außerhalb seiner Heimat – für eine belgische Produktion drehte, und es ist zweifellos der beste Film, der auf der diesjährigen Berlinale zu sehen war.

Die XVII. Internationalen Filmfestspiele standen diesmal ganz im Zeichen der Jungen, es gab eine Reihe von Debütfilmen zu sehen, und darüber hinaus waren die Regisseure der in Berlin gezeigten Filme in der Mehrzahl junge Leute. Auch in der Thematik befaßten sich die Filme vorwiegend mit Gedanken und Problemen der Jugend von heute. Lediglich die Amerikaner waren mit zwei Filmen ältester Hollywood-Konvention vertreten: einer Theaterverfilmung von Arthur Kopits „Vater, armer Vater...“ von Richard Quine und Irvin Kershners Clochard-Schnulze „Mr. Flim-Flam“. Die internationale Jury zog sich leidlich aus der Äffäre: einen Regiepreis vergab sie an den jugoslawischen Regisseur Zivojin Pavlović für seinen Film „Die Ratten erwachen“ (Jugoslawien nahm seit zehn Jahren zum ersten Mal wieder an der Berlinale teil); der Franzose Eric Rohmer erhielt einen Sonderpreis für seinen äußerst bemerkenswerten Film „La Collectionneuse“; ein Sonderpreis für das beste Drehbuch ging außerdem an Michael Lenz für „Alle Jahre wieder“ (Regie: Ulrich Schamoni, er bekam für seinen Film auch noch den FIPRESCI-Preis der internationalen Filmkritik). Die Schauspielerpreise vergab die Jury allerdings an Papas Kino: Dame Edith Evans für ihre Rolle in „Flüsternde Wände“ von Bryan Forbes und Michel Simon für seine Rolle in „Der alte Mann und das Kind“ von Claude Berri. Bedauerlich ist nur, daß der zweite deutsche Beitrag, „Tätowierung“ von Johannes Schaaf, völlig leer ausging. Denn er gehörte mit „Le Départ“ (unter dem deutschen Titel „Der Start“ wird der Constantin-Verleih diesen Film im Herbst in unsere Kinos bringen), „La Collectionneuse“ und „Alle Jahre wieder“ zu den wichtigsten Filmen des Festivals.

Im folgenden besprechen wir die beiden ersten Preisträger und einen anspruchsvoll mißglückten Filmversuch aus Frankreich. Auf die beiden deutschen Beiträge, „Tätowierung“ und „Alle Jahre wieder“, werden wir in einer der nächsten Nummern ausführlich zurückkommen.

„Le Départ“ von Jerzy Skolimowski

Ein junger Mann, Friseurlehrling, gerade in dem Alter, wo man den Führerschein machen darf, ist verrückt nach Autos und hat nur einen leidenschaftlichen Wunsch: er möchte unbedingt ein Rennen fahren. Aber wie kommt er zu einem Auto? Seine überreiche Phantasie hilft ihm dabei: er kommt auf die irrsinnigsten und skurrilsten Ideen, stiehlt, betrügt und schwindelt, bedient sich der Gunst der Damen, auch der älteren, wenn es gar nicht anders geht – nur, um so schnell



wie möglich in den Besitz eines Autos zu kommen. Ein Mädchen, das er durch Zufall kennengelernt hat, hilft ihm bei seinen Eskapaden. Am Ende gelingt es den beiden, den Wagen des Chefs „auszuleihen“. Sie fahren zum Autorennen, das der Junge – Ironie des Schicksals – verschläft, obwohl er am Vorabend in dem kleinen Hotelzimmer allen Versuchen durch das Mädchen widerstanden hat. Ratlos-melancholisch blickt er aus dem Fenster, draußen brummen die Motoren der vorbeisausenden Wagen.

Wie in seinen ersten drei Filmen beschäftigt sich Skolimowski auch hier mit der jungen Generation von heute, ihren Gedanken, Empfindungen, Problemen. Doch anders als in „Rysopis“, „Walkower“ und „Bariera“ arbeitet Skolimowski in „Le Départ“ überwiegend mit leichten, ironischen Metaphern, formuliert ohne Aggressivität und Melancholie. Er jongliert überaus geschickt mit Romantizismen, die er immer nur skizzenhaft anreißt und sie dadurch zum augenzwinkernden Zitat eines Klischees werden läßt. Nur gelegentlich verfällt er in allzu starke Manierismen, doch im großen und ganzen hält er den Bogen seiner Geschichte wunderbar durch. „Le Départ“ gibt, ähnlich wie Richard Lesters „The Knack“, ein authentisches realistisches Bild einer Großstadtjugend von heute, die sich nach gewissen Vorbildern und Klischeevorstellungen der „modernen Zivilisation“ orientiert und ständig auf dem schwankenden, aber doch so reizvollen Boden zwischen Traum und Wirklichkeit mit dem Lebensgefühl einer elementaren Entdeckerfreude steht.

Jean-Pierre Léaud in der Hauptrolle scheint in Skolimowski „seinen“ Regisseur gefunden zu haben: noch nie war er so diszipliniert, von einer so sensiblen schauspielerischen Vitalität, so reich in den subtilsten Nuancen. Der Kameramann Willy Kurant, der seit seiner Zusammenarbeit mit Agnès Varda („Les Créatures“), Jean-Luc Godard („Masculin-Féminin“) und Claude Lelouch („Un

homme et une femme“) als Meister seines Fachs gelten muß, hat atemberaubende Passagen und Einstellungen gedreht. Und Krzysztof Komeda hätte eigentlich einen Berlinale-Spezialpreis für die beste Filmmusik verdient: eine so eigenwillige und aufregende musikalische Interpretation eines Filmstoffes hat es wohl kaum bisher gegeben.

„La Collectionneuse“ von Eric Rohmer

Die Einsamkeit des Menschen ist das Thema von Eric Rohmers neuem Film. Schon in „Le signe du lion“ (1959) hat er diese Thematik behandelt, diesmal jedoch hat er ihr andere Vorzeichen gegeben: nicht die durch Umstände bedingte, sondern die selbstgewählte Einsamkeit steht im Mittelpunkt von „La Collectionneuse“. Ein junger Pariser Kunsthändler fährt für ein paar Sommerwochen in die Villa eines Freundes nach St. Tropez. Dort trifft er einen anderen Freund, einen Maler, der die Kunst des Nichtstuns beispielhaft beherrscht. Aber zu seiner Überraschung ist auch ein Mädchen da, eben jene „collectionneuse“, die Nacht für Nacht einen anderen Mann in ihrem Zimmer empfängt. Der Kunsthändler fühlt sich in seiner Ruhe gestört, er und sein Freund verbieten dem Mädchen die nächtlichen Spiele im Haus, worauf es seine Sammlertätigkeit an anderen Orten praktiziert. Doch plötzlich beginnt sich der Kunsthändler – fast wider eigenen Willen – für das Mädchen zu interessieren. Aber sie treibt ihr Spiel mit ihm, entwischt ihm immer wieder, und am Ende fährt sie kurzentschlossen mit Freunden nach Rom. Der Kunsthändler bucht die nächste Maschine nach London, um dort seine Freundin zu treffen. Die Suche nach Einsamkeit ist mißglückt.

„La Collectionneuse“ ist ein Film von eigenartig spröder Poesie. Eric Rohmer hat sicher eine melancholisch-unglück-

liche Liebe zu den Gestalten seines Films, jungen, von des Gedankens Blässe oft ein wenig zu selbstgefällig angekränkelten Intellektuellen, Bohémiens, die im Zeitalter der Atombombe von rousseauschem Lebensgefühl durchdrungen sind. Aber er ist sensibel genug, um diesem neuen Dandyismus durch freundliche Ironie die Spitze abzubrechen, ihn nicht in seiner attraktiven Romantik erstarren zu lassen. „La Collectionneuse“ ist – freilich anders als „Le Départ“ – einer der wichtigsten Filme in der Auseinandersetzung mit dem Thema „Jugend von heute“.

„Le mur“ von Serge Roulet

Für seinen ersten Spielfilm hat sich Serge Roulet, jahrelang Assistent von Robert Bresson, einen höchst anspruchsvollen Stoff gewählt: Jean-Paul Sartres Novelle „Le mur“ aus dem spanischen Bürgerkrieg. Und er ist daran gescheitert. Roulet liefert einen neuen Beweis für die Schwierigkeit von Literaturverfilmungen. Er hat sich nicht nur im Text, sondern auch im Optischen allzu streng an die Vorlage von Sartre gehalten. Vor einer überwiegend starren, sich nur gelegentlich schleichend bewegenden Kamera läßt er die Gedanken und inneren Monologe der drei zum Tode Verurteilten während ihrer letzten Nacht in der Gefängniszelle ablaufen. Das ist unsagbar quälend anzuschauen, weil es so vollkommen ohne jede dramaturgische Logik ist und weil dadurch die Geschichte, das Thema, überhaupt nicht lebendig, überhaupt nicht wahrnehmbar werden. Selbst die hervorragende Besetzung der Hauptrolle mit dem jungen Schriftsteller und Exilspanier Michel del Castillo kann den Tatbestand nicht ändern, daß der Regisseur nicht mehr als ein sehr schwächlicher Epigone von Bresson ist.

Frauke Hanck

Die Generation der Gammmler

Zu Volker Schlöndorffs Farbfilm
„Mord und Totschlag“

Der ehemalige Assistent von Louis Malle und Alain Resnais hat eine Vorliebe für das Gammmler-Milieu. Volker Schlöndorff, vor einem Jahr die große deutsche Regie-Überraschung mit „Der junge Törless“, hat mit seinem zweiten Film die Musilsche Düsterteit verlassen und sich dem modischen „Salut les copains!“-Stil zugewandt. Der 28jährige Regisseur, der äußerlich eher einem pingeligen Beamten ähnelt als einem künstlerisch engagierten Menschen, nahm sich für seinen zweiten Spielfilm einen authentischen Fall zum Vorwurf, über den seinerzeit in den Zeitungsspalten der Seite „Vermischtes“ zu lesen war. Ein Mädchen hatte seinen Freund erschossen und sich dann Helfershelfer zur Beseitigung der Leiche gesucht. Beim Drehbuch half ihm u. a. Gregor von Rezzori, mit dem Schlöndorff zuletzt bei Louis Malle in „Viva Maria“ zusammengearbeitet hatte.

„Mord und Totschlag“ reitet auf der im Moment so gefragten Pop-Welle, ohne allerdings eine Spur von echtem Pop oder Ironie und Humor zu bringen. Er taucht das Geschehen in attraktive, grell bunte Farben, dramaturgisch ganz geschickt gemacht, er unterlegt eine faszinierende Musik von Brian Jones (einem der Rolling Stones), und er läßt seine jungen Leute vor der Kamera agieren wie sie's auch im Leben tun und reden wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Und er erreicht damit ein Höchstmaß an Authentizität der Atmosphäre, wie sie der „Junge deutsche Film“ bisher nicht geboten hat. „Mich interessierte die Diskontinuität. Erst geschieht ein Mord, dann wird schon wieder gelacht. Die Grundidee ist das Anstürmen gegen die bisherigen Vorurteile“, hat Schlöndorff in einem Interview geäußert. Und es ist wirklich verblüffend, mit welcher Transparenz und Präzision die anarchistische



Anita Pallenberg

Foto: Constantin

Lebens- und Denkweise der heutigen Jugend deutlich wird, für die auch das Entsetzliche noch selbstverständlich ist. Marie (Anita Pallenberg) hat sich mit Hans (Werner Enke) zerstritten. Er kommt nachts in ihre Appartementswohnung, um seine Sachen zu holen. Es gibt neuen Streit, der Revolver liegt greifbar nahe, und Marie schießt. Hans bricht tot zusammen. Am nächsten Tag findet Marie in einer Kneipe einen jungen kräftigen Mann, der nach einigem Hin und Her bereit ist, ihr bei der Beseitigung der Leiche für den Gegenwert von 500 Mark behilflich zu sein. Günther (Hans P. Hallwachs) muß sich erbrechen, als er in der Wohnung die Leiche sieht, aber kurz darauf geht er mit Marie ins Bett – dem Toten deckt er vorher ein Tuch über den Kopf. Fritz (Manfred Fischbeck), ein Freund Günthers, hilft beim Abtransport der Leiche: Hans wird weit hinter München in eine Kiesgrube geworfen. Marie, von den beiden Männern nach Hause gebracht und formlos verabschiedet, bekommt in ihrer Wohnung einen Weinkampf. Schlußbild: die Leiche wird an einem Kran hochgezogen.

„Das Leben besteht aus Augenblicken. Ich setze diese Augenblicke nebeneinander wie die Maler Hartung oder Soulages ihre Linien“, sagt Schlöndorff. Das ist zwar bestechend auf den ersten Blick, aber dennoch nicht genug. Schlöndorff zeigt die Jugend vollkommen unreflektiert und das im Rahmen einer Geschichte, die sich mit dem simplen So-Sein der Figuren und Situationen schon dramaturgisch nicht begnügt. Die Erwachsenen bestätigt er nur um so mehr in ihrem Unverständnis der jungen Generation gegenüber, und das jugendliche Publikum, das sich selbst in den „Helden“ dieses Films wiedererkennt, hält er zum Narzißmus an. Darüber hinaus hat der Film unendliche Längen, über die nur die exzellente Musik von Brian Jones hinweghilft, und mit der Schauspielerführung hapert es noch immer bei Volker Schlöndorff.

Frauke Hanck

Das verhängnisvolle Glück

Anmerkungen zu Edgar Reitz' erstem Spielfilm „Mahlzeiten“

Ein Film, den man sich zu zweit ansehen sollte!“ Das ist der von Edgar Reitz selbst geprägte Werbeslogan für sein Spielfilmdebüt „Mahlzeiten“. Er begründet diesen Slogan sogar: „weil im Film offen gesprochen wird, so daß man danach auch offen sprechen kann“, und „weil dieser Film von der Liebe handelt“. Böswillige Münchner Premierenbesucher fanden eine andere Begründung: weil einer von beiden ständig einschläft, und der andere ihm dann wenigstens berichten kann.

Doch bleiben wir bei Reitz und seinem Film. Er erzählt eine einfache Geschichte: Die Fotografin Elisabeth heiratet den Medizinstudenten Rolf. Ein Kind nach dem anderen wird geboren – fünf insgesamt. Elisabeth ist glücklich. „Ich finde, alles, was eine Frau tut, um keine Kinder zu bekommen, das ist nicht gesund“,

sagt sie. Rolf muß nun schnell Geld verdienen. Er gibt sein Studium auf und wird Ärzteberater und Vertreter. Aber er hat nicht viel Erfolg. Er bringt sich um. Kurz darauf heiratet Elisabeth einen Amerikaner und geht mit ihm und den Kindern ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten, um dort vielleicht noch größeres Glück zu finden.

Die Story des Films ist vollkommen realistisch, „aus dem Leben gegriffen“, wie man auch zu sagen pflegt. Edgar Reitz geht sogar so weit, als Beweis für die Authentizität folgendes anzugeben: „Wenn man fragt, warum Elisabeth und Rolf sich in der einen oder anderen Situation so verhalten, wie es der Film zeigt, und nicht anders, dann ist das eine Frage nicht an den Autor, sondern eine Frage an die Wirklichkeit.“ Und da liegt natürlich der Haken. Denn die Wirklichkeit, die der Film zeigt, ist ja gefiltert durch die geistige und künstlerische Arbeit und Beschäftigung des Autors

mit dem Sujet. Die Wirklichkeit darstellen heißt schließlich immer nur einen Ausschnitt aus dieser Wirklichkeit geben können. Reitz ist jedoch ständig bemüht, diesen Ausschnitt als phänotypisch für die ganze Wirklichkeit hinzustellen. Das wird in jeder Einstellung schwer lastend spürbar, auch dort, wo nur kleine, hinweisende Mosaiksteinchen vonnöten gewesen wären.

Für Elisabeth besteht das vollkommene Glück darin, möglichst viele Kinder zu haben. Rolf begeht Selbstmord – den längsten Selbstmord, den es wohl bisher auf der Leinwand gegeben hat, und den unmotiviertesten. Der Zuschauer kann lediglich vermuten, daß ihm die Glücksauffassung seiner Frau zuviel war, daß sie bei ihm das Gegenteil bewirkte, ihn ins Unglück stürzte. Gesagt, gezeigt oder etwa angedeutet wird das niemals. Es wird als Faktum konstatiert wie alles in diesem Film, in dem es keine Entwicklung gibt. Das Thema des vollkommenen

Glücks, die Unmöglichkeit, es zu erreichen, das Verhängnis, das es nach sich zieht – Reitz versucht dies mit Ernst und Pathos, wo es Agnès Varda mit sarkastischer Ironie und brillantem Intellekt verstanden hat zu packen. „Mahlzeiten“ ist ein überaus gut gemeinter Film, aber er ist über die Intention nicht hinausgekommen. „Von den falschen Voraussetzungen des Glücks, von den fixen Ideen, vom falschen Unterbau für ein richtiges Leben“ sollte dieser Film handeln – Edgar Reitz hat nicht die Distanz gefunden, diese Gedanken plastisch werden zu lassen. Auch seine hervorragende Hauptdarstellerin Heidi Stroh, die gelegentlich an die junge Jeanne Moreau erinnert, vermag den Mangel nicht auszugleichen. Die Intelligenz, mit der dieser Film konzipiert wurde, sucht man in der Inszenierung und dem dargestellten Geschehen vergebens.

Frauke Hanck



Begegnung in Berlin

Tausende junge Mitglieder der Deutschen Postgewerkschaft besuchten im Rahmen von Ost-West-Seminaren und Berlin-Begegnungen in den Jahren 1965 und 1966 die alte deutsche Hauptstadt. Diese beträchtliche Zahl war für den Bundesjugendausschuß Anlaß, die Planung einer gemeinsamen Veranstaltung in Berlin für das Jahresprogramm 1967 vorzusehen.

Dieses Vorhaben wurde verwirklicht. Rund 1000 junge Postler waren zu Gast in Berlin. Umfangreiche Vorbereitungen durch den Hauptvorstand, die Bezirksverwaltungen, vor allem aber durch die DPG-Landesleitung Berlin waren dazu notwendig. Der DGB-Landesbezirk Berlin unterstützte die Vorbereitungen des Jugendtreffens nach Kräften.

Carl Stenger, der 1. Vorsitzende der Deutschen Postgewerkschaft, ließ es sich nicht nehmen, während der Eröffnungsveranstaltung die Grüße des Hauptvorstandes persönlich zu überbringen. Unter dem Beifall der Anwesenden wies er auf die große Bedeutung der Begegnung der Gewerkschaftsjugend mit dem geteilten Berlin hin.

Der Vorsitzende der DPG-Landesleitung Berlin, Hans-Jürgen Heß, verwies in seiner Ansprache auf die Rolle, die Berlin in der deutschen Politik zu spielen hat. Er warnte vor einer Entwicklung von zwei deutschen Staaten zu zwei deutschen Völkern. Im gewerkschaftlichen Raum wird die Diskussion über Wege zu Begegnungen mit unseren Kollegen aus der DDR nunmehr mit Nachdruck zu führen sein. Ohne Kontakte zwischen FDGB und DGB werden Begegnungen aller Voraussicht nach nicht verwirklicht werden können. Kontakte mit dem FDGB seien aus diesem Grunde eine logische Fortführung der vom DGB-Bundesvorstand eingeschlagenen Politik der Kontaktaufnahme mit den Gewerkschaften Osteuropas. Bei diesen Bemühungen muß Berlin eine vorrangige Rolle spielen. Höhepunkt des Jugendtreffens war die Gedenkfeier am Mahnmal für die Opfer der Hitler-Diktatur in Plötzensee.

Der erste Vorsitzende der DPG-Landesleitung Berlin, Hans-Jürgen Heß, eröffnete die Gedenkfeier. Er bezeichnete diese Veranstaltung als sinnfälligen Ausdruck eines politischen Bekenntnisses, das vom Engagement in der Gewerkschaftsbewegung vorgeprägt wurde. Keiner der Teilnehmer ist so alt, daß er an den bösen Vorgängen jener unseligen braunen Diktatur mitschuldig geworden sei. Jeder der Anwesenden aber will zeigen, daß er sich für alles, was im Namen des deutschen Volkes geschieht, mitverantwortlich fühlt. Heß sprach vor allem der



Propst Grüber spricht zur Jugend

Foto: Margot Noske

jüdischen Gemeinde Berlin seine Dankbarkeit für die Mitwirkung an der Feier aus und betonte, daß er sicher sei, daß die anwesenden jungen Menschen nur einen Wunsch hätten: brüderlich mit den jüdischen Menschen zusammenzuleben und zusammenzuarbeiten.

Die Gedenkrede für die Opfer der Hitler-Diktatur hielt Propst D. Dr. Heinrich Grüber. Er sagte, daß wir in Ehrfurcht und Dankbarkeit der Opfer gedächten. So verschiedenartig Herkunft und Haltung dieser Opfer, ihre innere Bindung und ihre äußeren Verhältnisse waren, so waren sie sich alle einer doppelten Verpflichtung bewußt. Sie waren bewußte Deutsche, die für das Volk, von dem sie sich getragen wußten, zu dem Opfer bereit waren, das Volk und Staat erwarten kann, wenn das Opfer einen Sinn hat, und wenn es nicht mit anderen Verpflichtungen kollidiert, derer man sich auch bewußt bleibt. Die Spannung, in der wir leben, ist und bleibt Not und Kraft jedes politisch verantwortungsbewußt handelnden Menschen. Die große Tragik für die wenigen, die die Pflicht des Widerstandes rechtzeitig erkannt hatten, war die, daß je stärker die Brutalität und Barbarei sich auswirkte, in demselben Maße auch die Blindheit und Trägheit des Herzens bei den meisten, und zwar nicht nur bei den Deutschen, zunahm. So wurden sie mitschuldig. Neben den wenigen, die versuchten zu helfen und zu handeln, stand die große Masse des politischen Treibholzes, die sich in den

Sog der radikalen Kräfte und Strömungen ziehen ließ. Sie wagten nicht zu widersprechen und zu widerstehen. Sie antworteten auf die fanatischen Hetzreden des Einpeitschers mit dem Ruf: „Wir wollen den totalen Krieg!“

Mehr als 20 Jahre sind seit dieser Zeit vergangen, und unsere große Sorge ist die, daß Trägheit und Blindheit des Herzens nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt wieder zunehmen. Es werden Erinnerungsstätten gepflegt. Mahnmale werden errichtet und Kundgebungen veranstaltet. Das Gedenken an Märtyrer und Helden hat jedoch seinen Sinn verfehlt, wenn es nur rückwärts gerichtet ist – wenn es nicht zur Schärfung des eigenen Gewissens und des Weltgewissens führt und den Zusammenschluß aller der Kräfte bedingt und fördert, die um die Verpflichtung gegenüber dem eigenen Volk wissen. Aber gerade diese Kräfte müssen um so mehr darauf bedacht sein, daß Menschenrecht und Menschenwürde nicht wieder mit Füßen getreten werden. Gedenkfeiern, ob sie in Auschwitz oder Dachau, Bergen-Belsen oder Plötzensee stattfinden, haben ihren Sinn verloren, wenn Töne des Hasses und eines übersteigerten Nationalismus laut werden und wenn nicht der Verständigung und Versöhnung das Wort geredet wird.

Als vor 20 Jahren in Nürnberg das Tribunal zu Gericht saß über die Henker und Mörder von damals, geschah es in der Erkenntnis – um nicht zu sagen aus

der Legitimation heraus –, daß alle Völker sich verantwortlich wissen sollten für Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten, auch für die, die sich in anderen Völkern und Staaten vollzogen. Nun müssen wir heute sehen, daß gerade auch Völker, die sich damals zu Richtern aufspielten, sich nicht nur blind stellen für das mancherlei Unrecht in der weiten Welt, sondern zum Teil auch mitschuldig werden. Wir denken nicht nur an die Brutalität in Vietnam, wir wissen auch um das, was in Algerien, Ungarn, Indonesien, im Jemen und im schwarzen Afrika geschah und geschieht.

Propst Grüber forderte zum Schluß die Jugend auf, als die Gestalter der Gegenwart und der Zukunft nicht wieder der Trägheit und Blindheit des Herzens zu verfallen, die die Menschheit und auch unser Volk vielleicht wieder einmal schuldig werden lassen könnte.

Am letzten Abend des Treffens versammelten sich die Teilnehmer des Jugendtreffens zur Abschlußkundgebung in der Kongreßhalle. Der 3. Vorsitzende der Deutschen Postgewerkschaft, Gustav Fehrenbach, rief den jungen Postlern zu, das in Berlin Gesehene und Gelernte in die Familie, in die Freundschaften und die Betriebe hineinzutragen, damit Berlin noch mehr Freunde gewinne. Er erklärte, daß sich die DPG energisch für eine Besoldungsreform und die Harmonisierung der Stellenpläne bis 1969 einsetze. Auch die Beamtenbesoldung müsse künftig mit der wirtschaftlichen Entwicklung Schritt halten.

Danach trat das politische Kabarett „Das Bügelbrett“ mit seinem Programm „Auf Gedeih und Verderb“ auf. In dem Programm wurden die Bildung der Regierung einer Großen Koalition, das mangelnde politische Engagement vieler unserer Bürger, unser veraltetes Strafrecht und zahlreiche andere gesellschaftliche Ungereimtheiten einer kritischen Betrachtung unterzogen.

Die Veranstaltung wurde musikalisch umrahmt durch die Jazz-Band „Papa Ko's Jazzin' Babies“, der auch ein Kollege der Deutschen Postgewerkschaft angehört.

Bei vielen Teilnehmern hinterließen die Veranstaltungen des Jugendtreffens und auch das Erlebnis der Berlin-Begegnung einen nachhaltigen Eindruck. Es bleibt zu wünschen, daß dies nicht die letzte große Jugendbegegnung der Deutschen Postgewerkschaft in Berlin sein dürfte.

Waldemar Hirsch

...alle Scheiben im Schrank?



Mr. Acker Bilk

Foto: metronome

Wir erleben heute eine Zeit, in der auch noch die kleinste Beat-Band nicht ohne hochkomplizierte Verstärkeranlagen auskommen kann. Technische Tricks, menschliche Stimmen und Instrumentalklang werden auch von Amateuren möglichst raffiniert gemischt. Und dies kaum fünf Jahre nach einer Zeit, in der Waschbrett, Skiffle-Baß und andere Behelfsinstrumente für Amateure und auch für ernst zu nehmende Bands als Essenz ursprünglicher Jazzmusik angesehen wurden. Es ist – glaube ich – gut, sich in Erinnerung zu rufen, daß auch mit solchem Instrumentarium interessante Musik zu machen ist.

Ein Blick in die Jazz-Historie

Wer solche Klänge aus früherer Zeit hören will, der kaufe sich aus der „Jazz Star Serie“ von RCA die Nummer 3: „Washboard Rhythm Bands, Vol. 1, 1930–1931“ (LPM 10018). Die Musiker auf diesen Aufnahmen sind nur zum geringeren Teil zu ermitteln gewesen, aber es finden sich darunter Musiker wie Teddy Bunn, der große Blues-Gitarrist, und die seinerzeit sehr bekannten Sänger Jake Fenderson und Harold Randolph. Randolph spielt auf zwei Aufnahmen das Kazoo, eine Art gesungener Trompete. Diese beiden Stücke, auf denen neben Bunn auch der einfallreiche Bruce Johnson mit einem heiter schwingenden Waschbrettsolo zu hören ist, bieten trotz der Ersatzinstrumente Kazoo und Waschbrett besten Jazz. Mancher der 16 Titel dieser LP ist allerdings nur mittlerer Güte, aber interessant sind sie fast alle: Da hört man die „Melody Four“, eine Gesangsgruppe mit für jene Zeit sehr moderner Prägung, und den auch bei heiteren Nummern noch eigentümlich traurig klingenden Bud Franklin in vier Aufnahmen, die nicht nur Teddy Bunn, sondern auch stellenweise des unbekannteren Trompeters wegen stark beeindruckend sind. Und bei allen Stücken spürt man, daß das Waschbrett – gut gespielt – nicht Ersatz für Trommeln und Becken ist, sondern ein Schlaginstrument eigener Prägung.

Noch interessanter ist der Blick in die Jazz-Geschichte, den uns RCA mit Nr. 5 der „Jazz Star Serie“ tun läßt, mit „McKinney's Cotton Pickers 1929–1930“ (LPM 10020). Die Aufnahmen dieser Band, für deren Bedeutung für die Entwicklung der Swing-Musik nicht der nominelle Leiter William McKinney verantwortlich ist, sondern sein Arrangeur Don Redman, sind für jeden Sammler wichtig. Redman fand bei McKinney das Experimentierfeld zur Entwicklung von neuen Satztechniken und neuen Kombinationen

von Solisten und Band, und da ihn die stark kommerzielle Tradition des Orchesters zwang, bei aller Experimentierfreudigkeit das Publikum nicht zu vergessen, findet man dann hier schon manches vorweggenommen, was in der Swing-Ära vorherrschende Satztechnik wurde. Allerdings gibt es auch einige Stellen – besonders wenn die Melodie gesungen wird –, die allzusehr ins Kommerzielle abgleiten. Aber da sich Redman zu Plattenaufnahmen oft Spitzenmusiker als Solisten heranholte – Rex Stewart, Benny Carter, Coleman Hawkins, Fats Waller z. B. – und die Band auch selbst über hervorragende Musiker verfügte – wie Joe Smith, Redman selbst und Prince Robinson – überstrahlen die großartigen Partien weit die wenigen allzu glatten.

Moderner Klavier-Swing

Unter dem Titel „Les géants du piano“ läßt uns Mode disques Klavierjazz der ausgehenden Swing-Ära noch einmal miterleben: in Aufnahmen des Art Tatum Trios von 1944 und des Erroll Garner Trios von 1947 (MDR 9168). Die frühen Erroll-Garner-Aufnahmen zeigen den kleinen Mann aus Pittsburgh zwar schon in der unverkennbar vollgriffigen Art, die die Unzahl seiner Freunde an ihm schätzt, aber sein Trio- und Solo-Spiel war damals noch vielfältiger in den klanglichen Mitteln. Und sein melodischer Einfallreichtum hat sich bis heute als nahezu uner-

schöpflich erwiesen. – Und trotzdem: die bedeutenderen Nummern dieser LP sind die vom Art Tatum Trio eingespielten. Man begreift, wieso der blinde Zauberer des Klaviers für alle modernen Jazzpianisten zum Idol geworden ist. In verblüffender Weise mischt Tatum rasante Hand zeigt, das an Fats Waller und James P. Johnson erinnert. Tatums überlegene Technik und sein sicheres Einfühlungsvermögen erlauben ihm auch, dem hervorragenden Gitarristen Tiny Grimes und dem streichenden Bassisten Slam Stewart immer wieder neue Möglichkeiten zur Improvisation zu geben, auf die sich Art stets neu einzustellen weiß. Und so wirken diese Aufnahmen derart frisch, als wären sie bei einer Jam-Session eingespielt, und gleichzeitig so sauber und sicher, wie sie nur im Studio entstehen können.

Klavier-Jazz – noch moderner

Moderner noch erscheint die jetzt von SABA vertriebene Prestige-LP „The Soul Man!“ (7465), übrigens nicht einmal so sehr wegen des Soul-Pianisten Bobby Timmons, als wegen der ungewöhnlichen rhythmischen Vielfalt der Begleitung und der variationsreichen modernen Phrasierung des Tenorsaxophonisten Wayne Shorter. Die LP hat einen Titel bekom-

men, der eher auf Shorters Spiel zutrifft als auf das von Timmons, der damit gemeint ist. Denn Timmons versucht sich offensichtlich von der Schablone zu lösen, in die ihn geschäftstüchtige Leute gepreßt haben, seit er „Moanin“ komponierte. Seine Klavierbehandlung ist vielseitiger geworden, doch ist manches Solo nicht mehr so zwingend und konsequent gestaltet, wie das früher bei ihm üblich war. Die erstaunlichste Leistung der LP bietet Bassist Ron Carter, der zusammen mit Drummer Jimmy Cobb ein abwechslungsreiches, rhythmisches Geflecht unter Timmons' und Shorters Soli webt. Daneben aber gibt er dem harmonischen Grundgerüst der Stücke immer neue Farben bei. So gewinnt die Scheibe bei mehrmaligem Hören immer mehr, weil der Hörer die ganze Vielfalt des Zusammenspiels erst dann zu genießen vermag.

Instrumentalsoli – nachgesungen

Eingängiger ist die Prestige-LP „Annie Ross & King Pleasure“ (7128), denn sie lehnt sich eng an bekannte Aufnahmen der vierziger und fünfziger Jahre an. Soli der Saxophonisten Gene Ammons, Lester Young, Charlie Parker, Wardell Gray und anderer Instrumentalisten werden mit Texten versehen und nachgestaltet. Berühmt geworden ist diese „Masche“ durch das „Sing Along With Basie“ von Annie Ross, John Hendriks und Dave Lambert Mitte der fünfziger Jahre. Auch an der Gestaltung der Prestige-LP sind neben den im Titel Genannten noch Hendriks, Lambert und einige andere Sänger beteiligt; sie entstand jedoch schon etwa zwei Jahre früher. Und als King Pleasure dieses Nachsingen berühmt gewordener Instrumentalchorusse als seine besondere Weise erfindet, seine Verehrung für große Meister in Geld umzumünzen, da war dies noch keine „Masche“. Man spürt denn auch bei den nachgesungenen Young-, Parker- und Moody-Soli, wie sehr sich Pleasure auch in die tonlichen und stilistischen Eigenarten der Vorbilder einfühlt. Und wer aufmerksam die Texte verfolgt, merkt, wie humor- und geistvoll besonders einige Texte von Hendriks und Annie Ross sind. Da im Hintergrund dazu noch bedeutende Jazzmusiker wie John Lewis, Lucky Thompson, Percy Heath und Kenny Clarke mitwirken, wird aus dieser interessanten „Show“ auch sonst mehr als nur eine „Masche“: eine heitere Variante von gutem Jazz.

Euer Meggs

Kleine Geschichten um den großen Sport



Beginn der Bundesligasaison

Foto: Udo Hoffmann

Nach dem Wetter wird man sich bei der Festsetzung des Termins für die Olympischen Spiele 1972 in München richten. Man forderte ein Gutachten namhafter Meteorologen an, nach deren Ansicht es zwischen dem 26. August und dem 10. September 1972 am günstigsten sein soll. Wenn man dabei bedenkt, daß sich unsere „Wetterfrösche“ schon irren, wenn sie das Wetter für das nächste Wochenende voraussagen sollen, kann man den Spielen von München nur zurufen: „Gut Naß!“

Der 16. Juli 1967 wird den deutschen Teilnehmern an der Tour de France als ein Tag des warmen Regens in Erinnerung bleiben. In 14 Etappen hatten sie bis zu diesem Tag nur knapp über 3000 DM in die gemeinsame Mannschaftskasse gestrampelt. Da holte sich Rolf Wolfshohl seinen ersten Etappensieg bei seiner nunmehr fünften Tour. Außerdem bekam er die Prämie als kampffreudigster Fahrer und noch die „Tigersprungprämie“. Er warf nämlich sein Rad sozusagen im Sprung über die Ziellinie und war dadurch nach gut 230 Kilometern um eine Reifenstärke (!) vor dem Holländer Zilverberg im Ziel. Da außerdem auch die deutsche Mannschaft Zweiter in der Tageswertung wurde, war in Toulouse großer Zahltag. Die deutsche Equipe kassierte an diesem Tag fast soviel, wie an 14 Tagen zuvor!

Die Skier ausnahmsweise auf dem Rücken statt an den Füßen hatten Österreicher alpine Skiläufer Karl Schranz und Franz Digruber. Sie schleppten ihre Bretter auf den 5629 Meter hohen Elbrus, den höchsten Berg des Kaukasus. So hoch war vor ihnen noch nie ein Mensch in Asien Ski gelaufen. Sie waren jedoch nicht allein darum in den Kaukasus gekommen. Vorher siegte Schranz bei alpinen Skirennen am Elbrus, wo sich die Russen auf die Spiele von Grenoble vorbereiten.

Boxgeschäfte um jeden Preis wollen die Veranstalter in Amerika wie auch die in Europa machen. Weil Cassius Clay alias Muhamed Ali jeden Gegner besiegte, nahm man die Gelegenheit wahr, ihn aus dem Wege zu räumen. Seine Weigerung, Soldat zu werden, nutzte man und sprach ihm den Titel ab. Eine sport- wie menschlich völlig ungerechtfertigte Maßnahme.

Inzwischen sollen sich acht Boxer um das Erbe schlagen. Das bringt natürlich volle Kassen. Auch Karl Mildenerger gehört zu den Auserwählten. Weil solch Turnier aber seine Zeit braucht, will man ihm jetzt den Titel eines Europameisters aberkennen, damit man inzwischen lustig einen Nachfolger küren kann. Was wieder Geld bringt.

Noch immer nicht aufgegeben hat Hertha BSC Berlin seine Hoffnungen, wieder in die Bundesliga zu kommen. Nachdem die Mannschaft vor zwei Jahren wegen grober Verstöße gegen das Bundesligastatut ausgeschlossen wurde, in diesem Jahr der Erfolg in der Aufstiegs-

runde wieder ausblieb, will man es über einen gerichtlichen Vergleich versuchen. Man wählte dazu gleich zwei Rechtsanwälte zu gleichberechtigten Vorsitzenden. Hertha hofft dabei auf Unterstützung jener Vereine in der Bundesrepublik, die auch keine ganz reine Weste haben und nur ungern als Zeugen vor Gericht zitiert werden möchten. Allerdings, für dieses Spieljahr bleibt es dabei: Bundesliga ohne Berlin. Aber 1968 – vielleicht als 19. Verein?

Der erst 20jährige Engländer Andrew Fielder war bislang im deutschen Springreiten nur wenigen ein Begriff. Jetzt holte er sich innerhalb von acht Tagen den

„Großen Preis von Aachen“ und das Deutsche Springderby in Hamburg-Flottbek. Ist schon diese Tatsache bemerkenswert, so wird sie noch interessanter durch seinen zwölfjährigen Fuchswallach „Vilbart“. Das Pferd wird auf allen Turnierplätzen mit Gelächter empfangen. Es wirft über den Hindernissen beide Hinterhufe ganz lustig hinter sich. „Was ist denn das für ein seltsamer Bock“, fragen immer wieder sogar Kenner. Bis sie dann erleben müssen, daß der „Bock“ das erfolgreichste Pferd unter allen Wettbewerbern ist.

Willy B. Wange

